H. Heine's Memoiren

Heinrich Heine's

Memoiren.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Supplementband.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1884.

Heinrich Heine's

Memoiren

und neugesammelte

Gedichte, Prosa und Briefe.

Mit Einleitung

herausgegeben von

Eduard Engel.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1884.

Inhalt.

Seite

Zur Geschichte der Heine'schen Memoiren.

Von

Eduard Engel.

Heinrich Heine's Memoiren waren seit dem Tode des Dichters — am 17. Februar 1856 — fast ununterbrochen der Gegenstand heftigen literarischen Streites. Sie haben ungefähr das Schicksal der Memoiren Lord Byrons in der Literaturgeschichte gehabt, nur daß man von den letzteren wußte, das wahrscheinlich einzige eigenhändige Manuskript sei in Gegenwart glaubwürdiger Zeugen nach Byrons Tode verbrannt worden und somit fast jede Hoffnung auf ihr Zutagekommen geschwunden; während bezüglich der Heine'schen Memoiren bis zu ihrer endlichen Entdeckung und Veröffentlichung der Glaube an ihr Vorhandensein genährt und bestärkt wurde. Nur an der Wahr-

scheinlichkeit ihrer Veröffentlichung hat man, in Folge von Erklärungen Gustav Heine's, gezweifelt; ihre Existenz, gleichviel in wessen Händen, hat bis auf unsere Tage festgestanden.

Ich stelle auf den folgenden Blättern zunächst das gewichtigste Beweismaterial für das Vorhandensein und die Natur von Heine's Memoiren zusammen: des Dichters eigne Aeußerungen über dieselben. Sie enthalten eine so erschöpfende Auskunft über die Memoirenfrage, daß nur der Wunsch nach Vollständigkeit mich veranlassen kann, außer ihnen die Zeugnisse von Freunden und Verwandten Heine's über das vielumstrittene Manuskript gleichfalls anzuführen und sie durch Vergleich mit des Dichters eigenen Worten und an der Hand des Manuskriptes selbst zu prüfen.

Schwerlich ist jemals ein bedeutender Schriftsteller so frühzeitig dem Drange gefolgt, seine Denkwürdigkeiten aufzuzeichnen, wie Heinrich Heine. Weniger persönliche Eitelkeit als die Voraussicht des berechtigten Interesses der Nachwelt für die Zeit, in welcher er mithandelnd gelebt, hat

ihn dazu bestimmt. An verschiedenen Stellen seiner Briefe und noch in der Einleitung zu den Memoiren letzter Hand spricht Heine von den Wechselbeziehungen zwischen äußeren Verhältnissen und innerer Entwickelung, welche zu schildern er sich vorgesetzt. Daß trotzdem das karge uns gerettete Bruchstück seiner Memoiren sich fast ausschließlich mit des Dichters eigener Person beschäftigt, ist dem Umstande zuzuschreiben, daß es leider nur die Knaben- und ersten Jünglingsjahre umfaßt. Doch auch hierbei benutzt der Memoirenschreiber jede Gelegenheit zu weiteren Ausblicken auf Menschen und Dinge seiner Zeit.

Die erste Erwähnung der Memoiren findet sich in einem Brief Heine's an Immanuel Wohlwill, Lehrer der israelitischen Gemeindeschule in Hamburg, vom 1. April 1823, und lautet (Werke Band XIX, S. 79)*):

„— — Ich weiß nicht, ob Du mich verstanden; wenn Du einst meine Memoiren liest und einen Ham-

---

*) Ich citire überall nach der letzten Gesammtausgabe in 22 Bänden (Hamburg 1876, Hoffmann und Campe).

burger Menschentross geschildert findest, wovon ich Einige liebe, Mehrere hasse und die Meisten verachte, so wirst Du mich besser verstehen."

Ob diese Stelle auf schon angefangene oder erst anzufangende Memoiren deutet, bleibt zweifelhaft.

Aehnliches gilt von einer Stelle in dem Briefe an Ludwig Robert — Rahel Levin's Bruder — vom 27. November 1823 (Band XIX, S. 177):

„— — Nicht kleinlich sein, das ist etwas, das mir mehr gefällt, als all die andern Seeleneigenschaften, die von unseren Moralkompendien so viel gepriesen werden. Glauben Sie aber auch nicht, dass ich es sei, wenn ich es auch zuweilen scheinen mag. Vielleicht erleben Sie es noch, meine Bekenntnisse zu lesen, und zu sehen, wie ich meine Zeitgenossen betrachtet, und wie mein ganzes trübes, drangvolles Leben in das Uneigennützigste, in die Idee übergeht. — —"

Ganz bestimmte Erwähnung vorhandener Memoiren findet sich in dem Brief vom 25. Oktober 1824 an seinen intimsten Berliner Freund Moses Moser (Band XIX, S. 242):

„— — Blutwenig habe ich diesen Sommer geschrieben. Ein paar Bogen an den Memoiren. Verse

gar keine. Am „Rabbi" (von Bacharach) wenig, so daſs kaum ein Drittel davon geschrieben ist. — —"

Ziemlich ähnlich heißt es ein halbes Jahr später (Brief aus Göttingen vom 4. März 1825, an Ludwig Robert, — Band XIX, S. 264):

„Ich will nur erwähnen, daß ich, wegen meines Kopfübels, daſs jetzt erst allmählich verschwindet, seit einem Jahre wenig Bedeutendes schreiben konnte. Ich schrieb bloß an einer Art „Wahrheit und Dichtung", die nur in sehr späteren Zeiten erscheinen darf, und an meinem „Rabbi", der noch nicht zur Hälfte fertig und ebenfalls nicht für jetzige Mittheilung geeignet ist. — —"

Die letzte Mittheilung über die Arbeit an den Memoiren aus den 20er Jahren findet sich gleichfalls in einem Briefe an Robert, vom 1. April 1825 (Band XIX, S. 272):

„— — Im Grunde ist mir die ganze jetzige Literatur zuwider, und darum schleppe ich mich auch mehr mit Ideen zu Büchern, die für die Folge berechnet sind, als mit solchen, die für die Gegenwart passen. Z. B. ein angefangener „Faust"*), meine Memoiren und dergleichen. — —"

*) Somit wäre Heine's Antwort auf Goethe's Frage bei dem Besuche in Weimar (Oktober 1824): „Womit be-

Durch fast 12 Jahre findet sich in den Briefen keine Spur von den Memoiren. Dass aber Heine auch in dieser Zeit ernsthaft daran gearbeitet, beweist unwiderleglich das große Fragment der Memoiren oder Tagebücher aus dem Jahre 1830, welches in diesem Bande noch einmal abgedruckt wird (Anhang I).

Das ganze zweite Buch seiner Schrift „Ueber Börne" ist nichts als ein Bruchstück der frühesten Memoiren, wie aus folgender Briefstelle an seinen Verleger Julius Campe vom 18. Februar 1840 (Band XXI, S. 228) unzweifelhaft hervorgeht:

„— — Die Spannung und die Neugier, womit mein „Börne" bereits erwartet wird, ängstigte mich ein wenig, um so mehr, da lange kein Buch von mir erschienen. Ich habe mich daher entschlossen, ein ganz besonderes Opfer zu bringen, und aus den Tagebüchern, welche ein integrierender Theil meiner „Memoiren", detachierte ich eine schöne Partie, welche die Enthusiasmusperiode von 1830 schildert und in meinem „Börne", zwischen dem ersten und zweiten Buche, vortrefflich eingeschaltet werden konnte; was dem Ganzen, wie Sie

---

schäftigen Sie sich jetzt?" — „Mit einem Faust" — keine ganz grundlose Keckheit gewesen.

sehen werden, ein gesteigertes Interesse verleiht. Das Werk wird daher jetzt aus fünf Büchern, statt aus vieren, bestehen. — — Sie sehen, ich thue alles für das Werk, und ich sakrificiere ihm nicht bloß den Honorarbetrag von fünf bis sechs Druckbogen, sondern auch die weit unberechenbareren Interessen eines meiner kostbarsten Manuskripte. — —"

Und durchaus der Wahrheit gemäß heißt es in den „Geständnissen" (Band XIV, S. 236): „An einem andern Orte, in meinen „Memoiren", erzähle ich weitläufiger, als es hier geschehen dürfte, wie ich nach der Julius-Revolution meinen Bann brach und nach Paris übersiedelte, wo ich seitdem als Prussien libéré ruhig und zufrieden lebe."

Es ergiebt sich somit aus diesen Stellen und aus dem ganz entsprechenden Zustande des Werkes „Ueber Börne" die geradezu verblüffende Thatsache: daß das deutsche Publikum seit länger als 40 Jahren im ungehinderten Besitz eines sehr werthvollen Bruchstücks der Memoiren Heine's gewesen ist, ohne dessen gewahr zu werden! Das im Anhange I dieses Bandes abgedruckte große Fragment bietet eine vorzügliche Probe des Tones, in welchem jene

frühen Memoiren gehalten waren, und es läßt aufs schmerzlichste den Entschluss Heine's bedauern, sein allerdings kostbares, wenn auch nicht kostbarstes, Manuskript vor seinem Tode durchs Feuer zu vernichten, wie er das sicher gethan hat.

Ich fahre in der chronologischen Aufzählung der Stellen über die Memoiren fort. — Unter dem 20. Dezember 1836 schreibt Heine an Julius Campe:

„— — Ich stehe schon schlecht genug mit meinem Oheim, ich sitze bis am Hals in großen Zahlungsnöthen, und er läßt mich im Stich, aber ich bin nicht der Mann, der um dergleichen Misère auch nur in einer Zeile sich rächt. Gottlob, als ich meine „Memoiren" schrieb, wo er oft besprochen werden mußte, standen wir noch brillant, und ich habe wahrlich ihn con amore gezeichnet. — —"

Von nun an häufen sich die Erwähnungen der Memoiren, — ja nach einigen Stellen zu schließen, hat es nur von zufälligen Umständen abgehangen, daß Heine nicht schon gegen Ende der 30er Jahre seine Lebensgeschichte veröffentlicht hat.

Da hat ihm ein Verleger Namens Scheible angeboten, eine Gesammtausgabe seiner Werke zu veranstalten, mit dem Wunsche, „daß ich derselben meine Biographie voransetze", worauf Heine laut seinem Brief an Campe vom 1. März 1837 geantwortet (Band XXI, S. 67):

„— — Ich sagte Herrn Scheible: für den Fall, daß ich mit ihm abschlösse, sei ich nicht geneigt, einen kurzen, dürren Lebensabriss zu geben, sondern ein großes Buch, vielleicht mehre Bände, welche den Schluss der Gesammtausgabe bilden sollten und die ganze Zeitgeschichte, die ich in ihren größten Momenten mitgelebt, umfassen, sammt den markantesten Personen meiner Zeit, ganz Europa, das ganze moderne Leben, deutsche Zustände bis zur Juliusrevolution, die Resultate meines Aufenthaltes im Foyer der politischen und socialen Revolution, das Resultat meiner kostspieligsten und schmerzlichsten Studien, das Buch, das man ganz eigens von mir erwartet — und für dieses Buch würde ich ein ganz außerordentliches Honorar per Druckbogen und einen unbestimmten Lieferungstermin verlangen. — —"

Und an einer späteren Stelle desselben langen Briefes (S. 70):

„— — Hätte ich nicht heute rasenden Kopfschmerz, so würde ich Ihnen über das nächste Buch, das ich herausgebe, das Umständlichste mittheilen. Ich habe nämlich wirklich schon begonnen, mein Leben zu schreiben; nur der Zeitumstände wegen zögere ich gern mit dieser Publikation, ich wollte ihr auch den höchsten Glanz verleihen und lange daran schreiben; aber gern kontrahiere ich schon jetzt mit Ihnen über dieses Werk, wie ich es immer lange vorher mit meinen Büchern zu machen pflegte, und ich glaube: wenn es einst den Schluss der Gesammtausgabe bildet, ist der Werth derselben unberechenbar zu Ihrem Vortheil erhöht. — —“

In demselben Monat kommt Heine wieder auf das durch Scheible in den Vordergrund seiner Pläne gerückte Unternehmen zurück (Brief an Campe vom 17. März 1837, — Band XXI, S. 74):

„— — Tag und Nacht beschäftige ich mich mit meinem großen Buche, dem Romane meines Lebens, und jetzt erst fühle ich den ganzen Werth dessen, was ich durch den Brand im Hause meiner Mutter an Papieren verloren habe. Ich hatte die Absicht, dieses Buch erst in späteren Zeiten herauszugeben, aber, angeregt durch die Idee der Gesammtausgabe meiner Werke, soll es das Nächste sein, was das Publikum von mir erhält; Nichts soll früher von mir heraus-

kommen. Ich habe Ihnen in meinem letzten Briefe bereits gesagt, daß ich mich freue, ein solches Buch Ihnen anbieten zu können. — — Sie wissen, ich prahle nicht, und ich kann schon jetzt das Außerordentlichste prophezeien, da ich das Publikum kenne und genau weiß, über welche Personen, Zustände und Ereignisse es belehrt und unterhalten sein will. Ich habe Ihnen ebenfalls gesagt, daß Sie bereits jetzt mit mir über dieses Buch kontrahieren können, und ich nur in Betreff der Lieferungszeit und des Volumens nichts Genaues sagen kann; unter der Hand nämlich dehnt sich mir der Stoff, und was ich heute auf zwei Bände schätze, könnte späterhin über drei hinauslaufen. — —"

Unterm 13. April 1837 gleichfalls an Campe, den er überhaupt fortlaufend über die Arbeit an den Memoiren unterrichtete — (Band XXI, S. 78):

„— — Die Herausgabe der Gesammtwerke verrückt ganz diesen Plan. Zunächst weil ich jetzt mein Leben selbst im Großen herausgebe und solches mein nächstes Buch sein wird. — —"

Hin und wieder erhalten wir auch Aufschluß über den Inhalt der Memoiren; sie haben jedenfalls reichlich Personalschilderungen berühmter Zeitgenossen enthalten:

„— — Ich habe noch einige Briefe, die sie (Rahel) mir über den St. Simonismus hierher schrieb, und die das Bedeutendste sind, was je aus ihrer Feder geflossen. Ich denke für meine Lebensbeschreibung davon Gebrauch zu machen, wo ich überhaupt dieses merkwürdige Weib plastisch darstelle. — —" (An Campe, unterm 3. Mai 1837. — Band XXI, S. 83.)

Dann folgt eine Mittheilung an seinen Bruder Maximilian Heine, aus „Hâvre de Grace, ich glaube den 5. August 1837" datirt (Band XXI, S. 92):

„— — Ich schreibe viel. Mein wichtigstes Werk sind meine Memoiren, die aber doch nicht so bald erscheinen werden; am liebsten wäre es mir, wenn sie erst nach meinem Tode gedruckt würden. — —"

Wie Heinrich Heine darauf urplötzlich ein Stück dieser so oft genannten Memoiren an Campe sendet zur Erweiterung seines Buches über Börne, wurde oben (vgl. S. 6) bemerkt. — Unbegreiflich bleibt nur, daß Campe nach Kenntnißnahme dieser glänzenden Probe der Memoiren nicht energischer auf den Druck des Ganzen drang. Als es nach 15 Jahren geschah, hatte Heine's Stimmung sich so verändert, daß er mit den Memoiren, diesem

„kostbarsten Manuskript“, dieser „Krone seiner Werke“, umging wie mit irgendwelchem unbedeutenden Brouillon.

Nun wieder ein Zwischenraum von einigen Jahren, nach denen wir über den Umfang des Manuskripts Genaueres erfahren (Brief an Campe vom 14. September 1840, — Band XXI, S. 258):

„— — Nur wenig und kaum bis zur Haut werde ich berührt von den Schändlichkeiten — —; mein inneres Gemüth bleibt froh und ruhig. Denn an Schimpfen bin ich gewöhnt, und ich weiß: die Zukunft gehört mir. Selbst wenn ich heute stürbe, so bleiben doch schon vier Bände Lebensbeschreibung oder Memoiren von mir übrig, die mein Sinnen und Wollen vertreten und, schon ihres historischen Stoffes wegen, der treuen Darstellung der mysteriösesten Uebergangskrise, auf die Nachwelt kommen. Das neue Geschlecht wird auch die Windeln sehen wollen, die seine erste Hülle waren. — —“

Nur zum Theil auf die Memoiren bezüglich ist eine längere Ausführung in dem Briefe an Campe vom 4. Februar 1845 (Band XXII, S. 53) aus Anlaſs der schnöden Handlungsweise Karl Heine's, Sohnes des Erzmillionärs Salomon Heine,

welcher seinem Jugendfreund und leiblichen Vetter Heinrich Heine die Weiterzahlung einer winzigen Pension und eines in Anbetracht der hinterlassenen 30 Millionen geradezu lächerlichen Legates verweigert hatte, falls der Dichter sich nicht schriftlich verpflichtete, in Zukunft nichts zu schreiben, was seinen lieben Verwandten etwa unangenehm sein könnte!! Heinrich Heine, der schon um die Zeit leidend war, bekam vor Aerger über diese zärtliche Verwandtschaft einen Schlaganfall, von dem eine stets zunehmende Lähmung zurückblieb. Wer sich für dieses dunkelste Blatt der Geschichte der Hamburger Heines interessirt, lese den erwähnten Brief Heinrich Heine's und die Darstellung des ganzen Rechtshandels in Strodtmanns bekannter Biographie (Band II, S. 317 u. ff.). Karl Heine, der Millionenerbe, hat auch keineswegs aus frommer Rührung seinem todtkranken Vetter das ihm rechtmäßig zukommende Erbtheil ausgezahlt, sondern es bedurfte dazu des öffentlichen Skandals und eines offenen Briefes des Fürsten von Pückler-Muskau zu Gunsten Heinrich Heine's, um dem Dichter zu seinem Rechte zu verhelfen. Heinrich Heine's Wittwe hat aber

bis an ihren Tod unter dem Druck wiederholter Drohungen gestanden, man werde ihr die verbriefte Pension entziehen, falls sie irgend etwas drucken lasse, was der edeln Familie nicht behage. Der im Anhang zum ersten Male abgedruckte deutsche Entwurf des Heine'schen Testaments sowie die betreffende Stelle in seinem endgültigen, französisch geschriebenen, Testament sind nur deshalb so nachsichtig gegen Karl Heine gehalten, um diesen günstiger gegen Heinrich Heine's Wittwe zu stimmen und ihr die Fortzahlung der ganzen Pension nach des Dichters Tode zu sichern.

Besonders kam es dieser Sippschaft darauf an, die in Heine's Memoiren jedenfalls enthaltenen Spitzigkeiten gegen seine Hamburger Verwandtschaft unschädlich zu machen, — daher die unerhörte Forderung eines Reverses über seinen künftig zu beachtenden Ton bei Erwähnung der Familie. Und der arme Heine war bereit, diesen Revers zu unterschreiben! „Hätte ich kein Weib und übernommene Verpflichtungen, ich schmisse dem Volk den ganzen Bettel vor die Füße", heißt es in demselben langen Brief an Julius Campe. Aber — —:

„— — Was den Revers betrifft, den ich zu unterzeichnen erbötig bin, so liegt mir wenig dran, dass sie ihn so bindend als möglich ausstellen. Wahrlich, was ich schreibe, überliefere ich um keinen Preis einer Verwandtencensur, aber ich will gern meinen Privatgroll verschlucken und gar nichts über das Lumpenpack schreiben, das sich alsdann seines obskuren Daseins ruhig erfreuen mag und seiner blöden Vergessenheit nach dem Tode sicher sei. — — Ich habe im Grunde bessere Personen zu schildern, als die Schwiegersöhne meines Oheims. — —"

Man erinnere sich der von Max Heine mitgetheilten Anekdote, wonach Heinrich Heine einst seinem Millionär-Onkel Salomon Heine erzürnt zugerufen habe: „Weißt Du Onkel, das Beste an Dir ist, dass Du meinen Namen trägst!" — Und an seinen Bruder Max schrieb er unterm 29. August 1837 (Werke, Band XXI, S. 100):

„Ich habe wahrhaftig zu dem Ansehen, das ich in der Welt erlangt, der Beihilfe meiner Familie nicht bedurft; dass aber die Familie nie das Bedürfniss fühlte, dieses Ansehen, und sei es in den kleinsten Dingen, zu befördern, ist mir unbegreiflich."

Mehrere Gedichte, davon das eine auf die Memoiren zu deuten, sind diesem widerwärtigen Erbschaftsstreit gewidmet. Ahnungsvoll hat er das Schicksal der Memoiren geweissagt; als er, um keinen öffentlichen Hader mit der gefühllosen Vetternschaft anzufangen, auf alle Bedingungen eingegangen, klagte er (in den Gedichten „Zum Lazarus", Band XVIII, S. 303):

> Wer ein Herz hat und im Herzen
> Liebe trägt, ist überwunden
> Schon zur Hälfte; und so lieg' ich
> Jetzt geknebelt und gebunden. — —
>
> Wenn ich sterbe, wird die Zunge
> Ausgeschnitten meiner Leiche;
> Denn sie fürchten, redend käm' ich
> Wieder aus dem Schattenreiche.
>
> Stumm verfaulen wird der Todte
> In der Gruft, und nie verrathen
> Werd' ich die an mir verübten
> Lächerlichen Freveltaten.

Im übrigen lese man die herben Anklagen in den Gedichten: „Nachts, erfaßt von wildem Grimme" (XVIII, S. 303) — „Sie küßten mich

mit ihren falschen Lippen" (XVIII, S. 393) —, namentlich aber das in Band XVIII, S. 392 abgedruckte:

Es gab den Dolch in deine Hand
Ein böser Dämon in der bösen Stunde —
Ich weiß nicht wie der Dämon hieß —
Ich weiß nur, dass vergiftet war die Wunde.

In stillen Nächten denk ich oft,
Du solltest mal dem Schattenreich entsteigen,
Und lösen alle Räthsel mir
Und mich von deiner Unschuld überzeugen.

Ich harre dein — o komme bald!
Und kommst du nicht, so steig ich selbst zur Hölle,
Dass ich alldort vor Satanas
Und allen Teufeln dich zur Rede stelle.

Ich komme und, wie Orpheus einst,
Trotz ich der Unterwelt und ihren Schrecken.
Ich finde dich und wolltest du
Im tiefsten Höllenpfuhle dich verstecken.

Hinunter jetzt ins Land der Qual,
Wo Händeringen nur und Zähneklappen,
Ich reiße dir die Larve ab,
Der angeprahlten Großmuth Purpurlappen.

Jetzt weiß ich, was ich wissen wollt'!
Und gern, mein Mörder, will ich dir verzeihen.
Doch hindern kann ich nicht, daß jetzt
Schmachvoll die Teufel dir ins Antlitz speien.

Das war zu Ende der 40er Jahre. — Erst im Jahre 1850 hören wir nun wieder von den Memoiren; aber inzwischen war Heine der unseligen Krankheit rettungslos verfallen, welche ihm acht lange Jahre täglich und nächtlich keine Ruhe ließ bis zu dem Tage, da er seine Matratzengruft in der Avenue Matignon mit dem engen Fleckchen Erde auf dem Kirchhof von Montmartre vertauschte. Ueber manche irdischen und göttlichen Dinge hatte er in dem einsamen Krankenzimmer eine mildere Auffassung gewonnen. Wie Heine's Testament es ausspricht, daß er manche kecke Aeußerung seiner früheren Jahre bereute, so haben auch die Memoiren in diesen letzten sechs Jahren eine Umarbeitung und Abschwächung der Herbigkeit ihres Tones erfahren. Abgesehen von einer mündlichen Äußerung, auf die ich später zu sprechen komme, liefert eine längere Briefstelle über diese Umwandelung der Memoiren Aufschluß. Ja, hier erhalten wir zum ersten Male Nachricht von statt-

gehabter **Vernichtung** einzelner Manuskriptstücke. Am 1. Juni 1850 schreibt Heine an Julius Campe in vorwurfsvollem Tone, veranlaßt durch seines Verlegers Schweigen über wichtige geschäftliche Dinge, wodurch die Memoiren-Herausgabe verzögert worden und die Memoiren selbst gelitten hätten — (Band XXII, S. 173):

„— — So viel weiß ich, daß Sie durch Ihre Zögerniß meinen literärischen Interessen großen Schaden zugefügt und vielleicht unverantwortliche und unwiederbringliche Zerstörnisse verursacht haben. In einer Zeit, wo in der Außenwelt die größten Revolutionen vorfielen, und auch in meiner inneren Geisteswelt bedeutende Umwälzungen stattfanden, hätte schnell ins Publikum gefördert werden müssen, was geschrieben vorhanden lag, nicht weil es sonst für das Publikum minder kostbar geworden wäre, sondern weil ich es jetzt nicht mehr herausgeben durfte aus freiem Willen, wenn ich nicht eine Sünde gegen den heiligen Geist, einen Verrath an meinen eigenen Überzeugungen, jedenfalls eine zweideutige Handlung begehen wollte.

Ich bin kein Frömmler geworden, aber ich will darum doch nicht mit dem lieben Gott spielen; wie gegen die Menschen, will ich auch gegen Gott ehrlich verfahren, und Alles, was aus der frühern blasphe-

matorischen Periode noch vorhanden war, die schönsten Giftblumen hab' ich mit entschlossner Hand ausgerissen, und bei meiner physischen Blindheit vielleicht zugleich manches unschuldige Nachbargewächs in den Kamin geworfen. Wenn das in den Flammen knisterte, ward mir, ich gestehe es, gar wunderlich zu Muthe; ich wußte nicht recht mehr, ob ich ein Heros oder ein Wahnsinniger sei, und neben mir hörte ich die ironisch tröstende Stimme irgend eines Mephistopheles, welche mir zuflüsterte: „Der liebe Gott wird Dir das alles weit besser honorieren, als Campe, und Du brauchst jetzt nicht mit dem Druck Dich abzuquälen, oder noch gar vor dem Drucke mit Campe zu handeln wie um ein Paar alte Hosen." Ach, liebster Campe, ich wünsche manchmal, Sie glaubten an Gott, und wär' es auch nur auf einen Tag; es würde Ihnen dann auf's Gewissen fallen, mit welchem Undank Sie mich behandeln zu einer Zeit, wo ein so grauenhaftes und unerhörtes Unglück auf mir lastet. — —"

Zu den Rücksichten auf den lieben Gott kamen noch andere, sehr weltliche, aber sehr zwingende Rücksichten: die auf seine Frau und ihr Fortkommen nach seinem mit Sicherheit bald zu erwartenden Tode. Er wußte, dass seine Hamburger Verwandtschaft, die sich inzwischen in die Pariser

Haute Finance hineingeheirathet hatte, seiner Wittwe die Pension schonungslos entziehen würde, falls sie nach seinem Tode die Memoiren veröffentlichte. Leider bedachte er nicht, daß er das Loos seiner Wittwe durch nichts besser sichern und unabhängig von dem beleidigten Dünkel des verwandtschaftlichen Protzenthums machen konnte als eben durch den Verkauf seiner Memoiren, die unzweifelhaft ein Kapital eingetragen hätte größer als das, welches der Pensionszahlung an Mathilde Heine (von 4800 Francs) zu Grunde lag.

In diesem Sinne schreibt er unterm 31. März 1852 an Campe (Band XXII, S. 277):

„— — Ich habe vielleicht der Delikatesse immer zu sehr geopfert, und man hat mir verflucht schlechten Dank dafür gewußt. Rücksichten für Ueberlebende sakrificierte ich den größten Theil meiner „Memoiren", und es klingt wie eine Ironie, wenn ich jetzt in Bezug auf Letztere Anträge erhalte, die Sie in Erstaunen setzen würden. Mißverstehen Sie mich nicht, liebster Freund, ich denke an keine solche Herausgabe, die mich auf einmal aus der Patsche reißen würde, und ich habe nicht im Mindesten die Absicht, indirekt in dieser Beziehung bei Ihnen anzuklopfen. — —"

Mit den letzten beiden Briefauszügen halte man nun zusammen die Stelle der in diesem Buche veröffentlichten Memoiren (Einleitung zu denselben, Seite 83):

„Diese Aufzeichnungen, denen ich selbstgefällig den Titel Memoiren verlieh, habe ich jedoch schier zur Hälfte*) wieder vernichten müssen, theils aus leidigen Familienrücksichten, theils auch wegen religiöser Skrupeln.

Ich habe mich seitdem bemüht, die entstandenen Lakunen nothdürftig zu füllen, doch ich fürchte, posthume Pflichten oder ein selbstquälerischer Ueberdruss zwingen mich, meine Memoiren vor meinem Tode einem neuen Autodafé zu überliefern, und was alsdann die Flammen verschonen, wird vielleicht niemals das Tageslicht der Oeffentlichkeit erblicken."

Man halte ferner damit zusammen die Stelle seines ursprünglichen Testamentsentwurfs, der mir während der Arbeit an diesem Bande von Herrn Julius Campe junior zuging und der im Anhange zum ersten Male gedruckt erscheint —:

„Die Manuskripte, welche ich noch besaß, waren leider von der Art, dass eine Umwandlung in meinen

*) Ursprünglich stand im Original: „zum größten Theil".

religiösen Ansichten und Rücksichten auf Personen, die ich nicht durch Mißverstand verletzen durfte, mich nöthigten, sie zum größten Theil zu vernichten (verbrennen), — vielleicht muss ich sie am Ende gänzlich der Vernichtung preisgeben —, sodass bei meinem Ableben auch diese Ressource ‚für meine Wittwe verloren geht.“

Ist es nach den beiden Briefstellen und nach diesen Angesichts des Todes geschriebenen Einleitungsworten zu den Memoiren letzter Hand und dieser Stelle des Testaments nicht völlig klar, dass Heine seine ursprünglichen Memoiren ganz oder theilweise vernichtet hat? Mir scheint dies schon aus dem angeführten Material allein mit aller Sicherheit zu folgen.

Es kommen noch zwei wichtige Beweisgründe hinzu. Zunächst das Faktum, dass Heine in den letzten beiden Jahren seines Lebens (nicht früher!) sich an die Abfassung ganz neuer „Denkwürdigkeiten“ machte, eben der Memoiren dieses Bandes. Was konnte ihn bewegen, eine völlig neue Abfassung vorzunehmen und sie für die Veröffentlichung zu bestimmen, wenn er das alte Memoirenmanuskript nicht zuvor vernichtet hatte? — Auf den

Einwand: das Manuskript war nicht vernichtet, sondern an Gustav Heine verpfändet worden, komme ich später zu reden, bemerke aber schon jetzt, dass dieser Einwand durch Nichts irgendwie begründet ist.

Ist aber das Memoirenfragment, welches dieser Band enthält, wirklich eine neue Bearbeitung? Ist es nicht vielleicht ein kleines Stück der ursprünglichen Memoiren, während Gustav Heine das größere Stück in seinem Besitz hat? — Nein! — das lehrt die Stelle der Einleitung (vgl. S. 83). Nein! — das lehrt ein Brief vom 7. März 1854 an Julius Campe (Band XXII, S. 350):

„— — Es ist wahrhaft betrübend, dass diese zerstückelnden Arbeiten mir zu einer Zeit auf den Hals kamen, wo ich mit meiner Memoirenschreibung so hübsch im Zuge war. Herr Trittau wird Ihnen gewiss die Mittheilung gemacht haben, dass ich mich mit Heroismus einer ganz neuen Abfassung meiner „Memoiren" unterziehe, und ich hoffe, dass Dieses die Krone meiner Schriften sein wird. Aber Heroismus war es, statt zu flicken, gleich wieder Neues zu weben, und ich hoffe, wenn ich ohne Störung bleibe, schon in diesem Jahre eine große Portion fertig zu machen

und unverzüglich zu publicieren. Da ich jetzt weiß, was ich nicht sagen darf, so schreibe ich mit großer Sicherheit, und Nichts hindert mich mehr, das Geschriebene schon bei Lebzeiten vom Stapel laufen zu lassen. — —"

Und an einer früheren Stelle desselben Briefes, wo Heine seinem Verleger von der beabsichtigten Herausgabe von zwei Bänden „vermischter Schriften" spricht, heißt es (Band XXII, S. 348):

— — „Der erste Band enthält:

1) „Geständnisse"*); etwa acht bis zehn Bogen betragend, eine Schrift, die Ihnen sehr zusagen wird, weil sie gleichsam den Vorläufer zu meinen „Memoiren" bildet, die freilich in einem populäreren und noch viel pittoreskeren Stil geschrieben werden."

Zu beachten ist das „geschrieben werden", nicht „geschrieben sind": Heine hatte um dieselbe Zeit, wo dieser Brief abging, seine Memoiren letzter Hand in der Arbeit, wie auch aus gewissen Zeitangaben im Text der Memoiren nachweisbar ist.

Die letzten Erwähnungen der Memoiren fin-

---

*) Jetzt in Band XIV.

den sich in einem Briefe an Campe vom 21. April 1854 (Band XXII S. 368):

„Ich glaubte, jetzt, wo mein Buch fertig, mit Seelenruhe die Frühlingskur, die ich so lange erwartete, anfangen und mich dem lustigen Memoirenschreiben, das für mich keine Arbeit, sondern eine Erquickung, ergeben zu können — —"

und in der Vorrede zur französischen Ausgabe des Buches „Ueber Deutschland" (Band V, S. 10), geschrieben am 15. Januar 1855:

„In einem andern Werke, das ich noch zu vollenden hoffe, werde ich Gelegenheit haben, ausführlich von vielen deutschen Schriftstellern zu reden, die meine Zeitgenossen gewesen sind. Ich werde dann reichlich die Lücken dieses Werkes ausfüllen, und ich stehe dafür ein, dass weder das Publikum, noch die Schriftsteller, mit welchen ich mich jetzt nicht habe beschäftigen können, Etwas dabei verloren haben sollen, dass sie gewartet."

Die Verbrennung der ursprünglichen Memoiren — von mir fortan zum Unterschiede von denen letzter Hand, oder „zweiten" Memoiren, „erste Memoiren" genannt — hat aller Wahrscheinlichkeit nach im Jahre 1854 ihren Abschluss gefunden, nachdem Heine, wie oben erwähnt, schon

zu Ende der 40er Jahre mit der Vernichtung begonnen.

Daß im Sommer 1854 wahrscheinlich noch ein Stück der ersten Memoiren unversehrt gewesen, geht aus der Mittheilung eines so durchaus glaubwürdigen Zeugen hervor, wie es Alfred Meißner ist. Dieser hat in seinen unter dem frischen Eindruck des Erlebten geschriebenen „Erinnerungen an Heinrich Heine“ (Hamburg 1856, Hoffmann und Campe) folgendes erzählt (S. 211):

Heine zeigte auf ein Kästchen, das zu oberst auf einem Schranke gerade seinem Bette gegenüber stand, und fuhr plötzlich neubelebt fort:

„Sehn Sie dahin! dort liegen meine Memoiren; darin sammle ich seit Jahren fratzenhafte Portraits, abschreckende Silhouetten. Manche wissen von dem Kästchen und zittern, daß ich es öffne, und verhalten sich inzwischen in banger Erwartung still oder lassen wenigstens nur verstohlen durch nichtige Subjekte und literarische Handlanger den Krieg gegen mich führen. In diesem Kästchen liegt ein hoher, keineswegs der letzte meiner Trümpfe. Meine Nerven lassen mich von Zeit zu Zeit noch in Ruhe, und da finde ich denn noch immer die Kraft, einem Marsyas nachzuspringen, ihn beim Kopf zu fassen und ihm die Haut

über die Ohren zu ziehn. Das entsetzliche Geschrei, das der Hallunke bei der Operation ausstößt, verbreitet sich im ganzen Walde und flößt seinen Kameraden einen heilsamen Respekt ein. — —"

Er schmauste eine lange Zeit in Gedanken an die Erfolge seiner Angriffe. Endlich setzte er hinzu:

„Ja, ja! Ich habe so manchen aufgeblasenen Frosch, manche perfide Schlange, manchen unausstehlichen Bandwurm, ja auch manche Mißgeburt gefangen, gepackt und in Spiritus aufbewahrt. Wen das Loos getroffen, der entkömmt nicht so leicht meinem Glase! Mich dauert Deutschland! Wie wird das Ungeziefer frech und unverschämt auf allen Tischen umherkriechen, wenn ich todt sein werde, ich, der große Vertilger!" . . . .

Alfred Meißner, von den noch lebenden intimeren Freunden Heine's wohl der Einzige, der die ersten Memoiren mit eignen Augen gesehen, hat nachmals wiederholt über dieselben geschrieben. So in einem Artikel der „Neuen freien Presse" vom 4. März 1880:

„Er arbeitete angestrengt an seinen Memoiren. Ich habe das Manuskript dieses verloren gegangenen Buches, dessen Existenz jetzt sogar geleugnet wird, weil Niemand zu sagen weiß, wo es steckt, zu wiederholten Malen gesehen. Es wurde auf Foliobogen mit Bleistift geschrieben,

denn Heine konnte in seinem Bette kein Tintenfaß brauchen. Er bediente sich dabei als Unterlage einer sehr primitiven Mappe, eines breiten Stückes Pappendeckel, dem der Buchbinder einen passenden schwarzen Ueberzug gegeben hatte Heine zeigte mir öfter mit einer Art Triumph, wie viel von den Memoiren schon vorhanden sei; ich schätzte den Umfang schon damals (1854) auf drei Bände . . . Der ganze Mensch schien dem Tode verfallen, aber in dem vollschönen, von Schmerz verklärten Haupte wohnten noch die Bilder und Gedankenblumen einer unerschöpflichen Phantasie, sprühten noch wie Leuchtkäfer die Funken der Ironie und des stets bereiten Witzes. Was er so sann und dachte, malte die müde Hand mit großen Zügen aufs Papier."

Die Angabe: „schon damals auf drei Bände" bedarf einer näheren Prüfung. Falls Meißner das ganze Manuskript nicht in der Hand gehabt und selbst durchgeblättert hat, sondern es lediglich in dem obenerwähnten Kästchen hat liegen sehen, während Heine vor seinen Augen weiter daran schrieb, so ist die Möglichkeit eines Irrthums über den Umfang des fertigen Manuskripts nicht ausgeschlossen, denn in dem Kästchen haben noch andere Manuskripte gelegen. Ein bloßer Fingerzeig Heine's auf ein solches Manuskripten-Kästchen

mit den Worten: „Dort liegen meine Memoiren“ konnte allerdings irre führen. Entweder also hat Meißner das noch unverbrannte Manuskript der ersten Memoiren gesehen: dann ist seine Angabe über deren Umfang vielleicht richtig; oder er hat das in diesem Bande abgedruckte Fragment der zweiten Memoiren gesehen: dann ist seine Angabe von „drei Bänden“ eine irrthümliche,*) veranlaßt durch den Anblick eines größeren Konvoluts verschiedenartiger Manuskripte von gleichem Format, auf welchem obenauf die Blätter der zweiten Memoiren lagen. Heine hat in den letzten 5—6 Jahren alle seine Manuskripte, nicht bloß die Memoiren, mit Bleistift auf sehr großen Foliobogen niedergeschrieben; eine zusammenfassende Verwechselung war also bei Meißner sehr leicht möglich.

Aber Irrthum oder nicht, — die Frage stellt sich höchstens so: ob Heine seine ersten Memoiren im Anfang des Jahres 1854, als er seine zweiten Memoiren zu schreiben begann, oder ob er sie erst im Spät-

*) Es sei denn, daß das gerettete Manuskript ursprünglich viel umfangreicher gewesen und erst nach Heine's Tode von frevler Hand verkürzt worden, was nicht unmöglich ist. (Vgl. S. 42.)

sommer desselben Jahres verbrannt hat? — eine Frage, deren genaue Beantwortung kaum möglich, aber zum Glück auch nicht nothwendig ist. Es genügt, dass wir wissen, aus Heine's eigner Feder und Äußerungen seines Mundes wissen, dass das Manuskript der ersten Memoiren von ihm verbrannt worden ist. Nach den Eingangsworten zu unsern Memoiren (vgl. S. 83) hat er zweifellos „schier die Hälfte" oder „den größten Theil" verbrannt; in Bezug auf die zweite Hälfte spricht Heine selbst die Befürchtung aus, dass es gleichfalls zu einem Autodafé kommen werde.

Und dieses Autodafé der zweiten Hälfte der ersten Memoiren ist erfolgt! — Herr Henri Julia, der letzte Inhaber der zweiten Memoiren, ist Zeuge für die vollzogene Verbrennung der ersten Memoiren. Dieser Herr Julia war mit Heine einige Jahre vor dessen Tode durch eine kleine Arbeit über Voltaire bekannt geworden und seitdem ein ziemlich häufiger Gast in Heine's Wohnung. Er war ein junger Rechtsbeflissener um jene Zeit, ist später zur Verwaltungscarrière übergegangen, hat es zum Unterpräfekten gebracht und lebt heute abwechselnd in

Paris und auf einem Landsitz in der Provinz. Dieser erzählt in einem Schriftstück, welches er dem Verleger dieses Bandes, Herrn Campe in Hamburg, zugesandt, die Szene, wie Heine ihm das Manuskript der zweiten Memoiren vorgezeigt und seiner Obhut nach des Verfassers Tode überantwortet habe. Ich bemerke vorweg, daß Herrn Julia's Glaubwürdigkeit in diesem Punkte zweifellos ist; er hat zudem sein Zeugnis abgelegt lange nachdem das Manuskript ihm abgekauft worden, er also keinerlei Interesse hatte, den Werth des Manuskripts der zweiten Memoiren dadurch zu steigern, daß er behauptete, die ersten Memoiren wären verbrannt worden. Zudem stimmt seine Erklärung durchaus mit allem Vorangegangenen so vollkommen und selbst die von ihm wiedergegebenen Ausdrücke Heine's sind so echt heinisch und passen zudem so durchaus zu dem Inhalt des geretteten Manuskripts, daß der Schreiber dieser Zeilen, obgleich im übrigen wenig erbaut von Herrn Julia's Handlungsweise bezüglich der Memoiren, kein Bedenken trägt, der nachstehenden Erzählung vollen Glauben beizumessen.

Nachdem er berichtet, wie Heine selbst ihn

seiner Frau für die Zeit nach seinem Tode als Rechtsbeistand empfohlen und demzufolge Mathilde Heine ihm alle Nachlasspapiere Heine's zur Bewahrung anvertraut, und wie er dann im Jahre 1856 zuerst mit einem Herrn Düsberg, dann mit Alfred Meißner zusammen die Ordnung der Papiere vorgenommen, fährt Herr Julia fort:

Ich befand mich damals also ohne jede Widerrede im Besitz der Manuskripte Heine's. Das eine derselben, die Memoiren, hatte zwischen Frau Heine und mir den Gegenstand langer Unterredungen gebildet. Ich wusste in dieser Beziehung mehr, als Frau Heine selber.

einrich Heine hatte eines Tages vor meinen Augen aus einer kleinen Tischschublade, in der sehr viele Papiere aufgehäuft lagen, ein Bündel großer, mit Bleistift beschriebener Blätter herausgenommen und zu mir, sie mir zeigend, gesagt: „Ich habe meine Memoiren geschrieben und wieder umgeschrieben. Alles ist verbrannt worden. So oft ich daran schrieb, konnte ich dem Drange nicht widerstehen, empfangene Beleidigungen, erlittene Schmerzen zu rächen; auch riss ich viele Masken ab. Aber bei näherer Überlegung sagte ich mir, der Löwe müsste sich großmüthig zeigen, und so zog ich meine Krallen ein. Dies hier", fügte er hinzu, „ist ein letzter Versuch. Ich weiß nicht, ob ich ihn werde fortsetzen und beendigen können.

Wie dem auch sei: geben Sie dieses Manuskript nicht aus Händen ohne Zustimmung meiner Frau. Ich verlasse mich in der Beziehung auf sie und auf Sie, die Ihr nicht nur meine Person, sondern auch meinen Ruhm liebt. Sie werden in dieser Beziehung nach bestem Wissen handeln."

Frau Heine und ich haben oft die Frage erörtert, ob wir die Blätter veröffentlichen sollten oder nicht. Wir hatten volle Freiheit, es zu thun, und mehr als einmal waren wir der Versuchung nahe. Was aber Frau Heine zurückhielt, war die Furcht, die Familie ihres Gatten möchte ihr die Pension entziehen, von der sie lebte. Der damalige Chef des Hamburger Hauses*) hatte sich über den Punkt kategorisch genug ausgesprochen. Er hatte in die Fortzahlung der Pension gewilligt unter der ausdrücklichen Bedingung, daß nichts über die persönlichen Beziehungen des Dichters zu seiner Familie veröffentlicht würde.

Er fährt dann fort, daß die Rücksicht auf die Pension Mathilde Heine bis zu ihrem Tode den Mund geschlossen über die Memoiren und ebenso ihm, Julia, daß er aber nach dem Tode der Erbin Heine's keine Veranlassung gehabt, weiteres Schweigen zu beobachten, und so sei denn das Manu-

*) Karl Heine, gestorben 1869.

skript für die Erben der Wittwe Heine's verkauft worden.*)

Man halte diese einfache, jedes rhetorischen Schmuckes ledige Darstellung Julia's zusammen mit den Briefstellen auf S. 20 und S. 22 sowie mit dem Schicksal des Memoirenfragments nach Heine's Tode, und man wird ihre Glaubhaftigkeit unbedingt zugeben müssen. Auch dafür, daß „der Löwe sich großmüthig gezeigt und die Krallen eingezogen", spricht der sehr gemäßigte, fast ganz harmlose Ton dieser zweiten Memoiren, die einen sehr milden Heine aufweisen.

Zwei Zeugnisse stehen scheinbar in einem schwachen Widerspruch mit Herrn Julia's Darstellung. Zunächst hat Alfred Meißner nach Heine's Tode die Memoiren abermals gesehen und erzählt darüber im „Magazin für Literatur", Jahrgang 1880 Nr. 1, daß er die Memoiren zuerst 1850 gesehen, sie — wie wir schon wissen — 1854 wieder gesehen und 1856 zum letzten Mal: —

Er schrieb sie mit Bleistift auf großen Foliobogen nieder, da er in seinem Bette kein Tintenzeug brauchen

*) Durch die Vermittelung des Verfassers dieser Einleitung, im Januar 1884.

konnte, und zeigte mir mehrmals, wie viel schon davon vorhanden sei; ich schätzte 1854 den Umfang derselben auf 3 Bände. Und wieder: im Mai 1856, kurz nach Heine's Tode, beschäftigte ich mich mit einem Herrn Henri Julia, dem Rechtsfreund der Wittwe, Heine's hinterlassene Gedichte zu sichten. Mehrere Vormittage brachten wir damit zu. Als wir unsere Arbeit beendigt hatten, fuhr ich mit Herrn Julia nach Asnières, wo die Wittwe damals eine Sommerwohnung bezogen hatte. Herr Julia führte mich in ein kleines Parterrezimmer, öffnete einen Wandschrank und sagte: „und hier liegen die Memoiren!" Da lagen die großen Foliobogen, von denen ich so viele gesehen, mit Bleistift von Heine's Hand geschrieben, und zwar, dass sich die Schrift nicht verwische, nur auf einer Seite. Es war ein gewaltiger Stoß, wohl an 600 Bogen. Herr Julia hob einzelne Blätter empor, ich betrachtete nachdenklich die charakteristischen Schriftzüge, dann wurde der Wandschrank wieder verschlossen. — —

Das in dem vorliegenden Bande abgedruckte Manuskript der zweiten Memoiren zählte alles zusammen etwa 160 Bogen. Wenn Meißner also wirklich „wohl an 600 Bogen" gesehen hat, so giebt es drei Möglichkeiten, von denen die erste außer Betracht kommt: das hier abgedruckte, nach Heine's Tode stets im Besitz von Mathilde Heine

gewesene, von Herrn Julia aufbewahrte Manuskript ist nicht dasselbe, welches Meißner 1856 gesehen. Bliebe die Möglichkeit, daſs das Manuskript, von dem nur 160 Bogen nachweisbar sind, im Mai 1856 umfangreicher gewesen und seitdem zum großen Theil zerstört worden ist, — eine Möglichkeit, die schon auf S. 31 in der Anmerkung von mir zugelassen ist und auf S. 42 ihre nähere Erörterung findet. Oder drittens die Möglichkeit, welche der Gewiſsheit gleich kommt: Meißner hat bei seiner Schätzung des Manuskripts im Mai 1856 denselben verzeihlichen Irrthum begangen, wie im Sommer 1854, indem er andere an demselben Ort aufbewahrte Manuskripte mit zu den Memoiren rechnete. Sagt er doch selbst, daſs Herr Julia, nicht er selbst, nur einzelne Blätter des Konvoluts emporgehoben.

Nun hat aber Herr Julia mir, dem Schreiber dieser Zeilen, in einer persönlichen Unterredung auf meine eindringliche Frage nach dem Grunde des Widerspruchs zwischen Meißners Angabe über den Umfang und dem wirklichen Umfang des geretteten Manuskripts versichert: in dem Wandschranke hätten noch andere Manuskripte Heine's, seitdem

längst gedruckte, gelegen, also erklärte sich Meißners irrige Angabe ganz leicht. — Ich halte hiernach diesen Zweifel für gehoben.

Über den Umfang der Memoiren im Jahre 1854 haben wir übrigens noch eine Beweisstelle in Heine's Briefen. Unterm 5. October 1854 schreibt er an seinen Freund aus der Berliner Zeit Joseph Lehmann (Band XXII, S. 418):

„— — Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie mir häufiger schrieben; sicherlich kann mich Nichts verletzen, und Manches kann mich sogar amüsieren. Dann auch, da ich, sobald ich wieder zur Ruhe komme, mich ganz in meine Memoiren versenken werde, kann irgend eine Mittheilung über Schicksale und Transformationen landsmännischer alter Freunde für mich von einigem Nutzen sein. Manchen glaube ich lebend, der längst todt ist; und Manchen glaube ich todt, der unterdessen bloß dumm! geworden oder schlecht. — —"

Die gesperrt gedruckte Stelle spricht sicher nicht dafür, daß im Oktober 1854 schon viel von den zweiten Memoiren fertig gewesen, welche er ja auch erst im Februar oder im März begonnen (vgl. den Brief auf S. 25).

Ein zweites widerspruchsvolles Zeugnis legt Camilla Selden ab in ihrem kürzlich erschienenen Buche: „Les derniers jours de Henri Heine“ (Paris 1884, C. Lévy). Camilla Selden ist der Name der als „Mouche“ bekannten Dame deutscher Herkunft, welche als Trostengel an Heine's Sterbelager ungekannt erschien (Ende 1854) und nach seinem Tode ungekannt verschwand, um jetzt nach 30 Jahren durch ihre Erinnerungen an Heine sich selbst wieder in Erinnerung zu rufen. Im Anhange IV stehen die Briefe Heine's an die „Mouche“ abgedruckt. Die Dame lebt gegenwärtig als Lehrerin in Rouen.

Camilla Selden nun erzählt (ich gebe die Stelle lieber im Original, Seite 65 und 66):

„Il est mal, il ne se soutient plus que par l'énergie de la volonté et par l'impétueux désir d'achever la rédaction des Mémoires, qui devront à la fois fournir la justification de ses actes et le complément de son oeuvre.“

„— — Que de fois j'ai trouvé Heine couvrant les grandes feuilles de papier blanc éparses devant lui, de ces vigoureux caractères, dont la forme seule trahissait l'audace et la netteté de sa pensée! Le crayon,

qui courait avec une activité fébrile sur les blancheurs de la page, prenait, entre les doigts effilés du malade, l'inflexibilité d'une arme meurtrière et semblait raturer des réputations intactes."

„Un jour, le bruit du crayon fut remplacé par celui d'un rire cruel, un rire de vengeance assouvie. Je regardai Henri Heine. "Je les tiens", fit-il. "Morts ou vifs, ils ne m'échapperont plus. Gare à qui lira ces lignes, s'il a osé s'attaquer à moi! Heine ne meurt pas comme le premier venu, et les griffes du tigre survivront au tigre lui-même.""

Der letzte Absatz wird durch keine vorhandene Stelle der zweiten Memoiren gerechtfertigt; die Löwenkrallen, welche Heine einzuziehen versprochen, haben sich während der Arbeit nicht in „Tigerkrallen" verwandelt, es müßten denn die Stellen auf S. 126 und 202 gemeint sein. Natürlich ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß auch die von Camilla Selden bezeichnete Stelle nach Heine's Tode von seinem Bruder Maximilian verbrannt worden ist!

Zu verschiedenen Malen schon sah ich mich genöthigt, die Zerstörung von Manuskript durch

Heine's Bruder Maximilian zu erwähnen. Für die Verübung dieser Frevelthat spricht nicht nur der jetzige verstümmelte Zustand der Memoiren, sondern das bestimmte Zeugnis der Wittwe Heine's, welches Herr Julia in seinem früher genannten Schriftstück wie folgt wiedergiebt:

„Diese Blätter (der zweiten Memoiren) sind seit 1856 fast immer in meinen Händen geblieben. Wollte Gott, sie wären nie aus ihnen herausgekommen! Eines Tages erzählte mir Frau Heine sehr bestürzt, daſs sie sie ihrem Schwager Maximilian Heine aus Petersburg, der gerade in Paris anwesend, zu lesen gegeben und daſs dieser eine gewisse Anzahl Blätter ins Feuer geworfen.

„„Warum haben Sie das nicht verhindert?““ sagte ich (Julia).

„„„— — Ich kam und ging im Zimmer, während Max las; ich gab auf ihn nicht weiter Acht. Auf wen konnte ich mich mehr verlassen als auf einen Schwager, der mir stets seine lebhafteste Freundschaft bezeugt hatte!““

In dem Originalmanuskript, welches — ungeachtet mehrerer Doppelblätter — von 1 bis 147 foliirt ist, fehlen heute die Blätter 6 bis 31 incl. Diese sind also von Maximilian Heine hinterrücks verbrannt worden. Ob das ursprüngliche

Manuskript noch über Blatt 147 hinausgereicht, ist heute nicht mehr festzustellen. Das Blatt 147 schließt mit einem Punktzeichen, aber das ist nicht beweiskräftig für den Abschluß des Manuskripts.

Warum hat Maximilian Heine die Anfangsblätter des Manuskriptes verbrannt? Aus denselben kleinlich eiteln Beweggründen, aus denen er in seinem Buche „Erinnerungen an Heinrich Heine" (Berlin 1868, Dümmler) über Heine'sche Familienfragen die lächerlichsten Entstellungen wider besseres Wissen vorgebracht hat. Überhaupt ist diese Schrift ein schlagender Beweis für die unglaubliche Unwissenheit, in welcher sich Heine's nächste Verwandten über sein äußeres und nun gar über sein inneres Leben befanden und noch heute befinden. Sie ist zugleich ein Beweis dafür, wie wenig Gewicht wir auf Mittheilungen der Verwandten über die allereinfachsten Thatsachen der Biographie Heine's zu legen haben. Das ganze Buch ist nichts als eine Sammlung von Kinderanekdötchen und Studentensuiten zweifelhafter Glaubwürdigkeit, von absichtlicher Vertuschung oder Aufbauschung. Ein werthloses, ein unwahres Buch!

Da schreibt ein Bruder über den weltberühmten Bruder, — und nichts als solche Schnurren und Familienklatsch ist das Resultat. Noch Schlimmeres gilt von einem Buche der Nichte Heinrich Heine's, der Prinzessin della Rocca, welche einfach alle Anekdötchen aus Meißner's und Maximilian Heine's „Erinnerungen" abgeschrieben hat.

Maximilian Heine hat es, gleich der übrigen Verwandtschaft des großen Dichters, als eine Schmach empfunden, dass Heine, wie sie alle sammt und sonders, aus einer verarmten jüdischen Familie herstammt. Das ist der sehr durchsichtige Grund der Geheimniskrämerei und Unwahrhaftigkeit, welche sich in Worten und Schriften seiner nächsten Verwandten über ihren weltberühmten Blutsgenossen offenbaren. Heinrich Heine hat jedenfalls auf den verbrannten Blättern 6 bis 31 offen und ehrlich, wie es sich ziemte und stets seine Art gewesen, über seine gar sehr bescheidene Herkunft gesprochen. Er hat darin wahrscheinlich auch dem alten Märchen von einer adligen Herkunft seiner Mutter ein Ende gemacht. Heine's Mutter war die Enkelin des einst fabelhaft reich gewesenen Juden Isaak in Düsseldorf, der nach

seinem früheren Wohnsitz im benachbarten Holland sich van Geldern (nicht von Geldern) nannte. Sie selbst wie ihr Vater und Großvater sind bis an ihr Ende Juden geblieben und nie geadelt worden. Dasselbe gilt von Heine's väterlichem Großvater und von seinem Vater. Das alles wußte Maximilian Heine natürlich so gut wie jeder Andre; aber es war ihm inzwischen, nach seiner Erlangung der Staatsrathwürde in Rußland, unbequem geworden, uud darum vernichtete er — wider Wissen und Willen der rechtmäßigen Besitzerin — diejenigen Blätter der Memoiren seines Bruders, welche die Urgeschichte der Familie enthielten. Gelesen hat er die Memoiren ganz: dafür spricht die Stelle seiner „Erinnerungen", wo er fast wörtlich mit den Memoiren gleichlautend seines Bruders Liebe zu der schönen Scharfrichterstochter erzählt, — und eine andre Stelle der „Erinnerungen" (S. 4), wo es heißt:

„Mein Bruder Heinrich giebt in seinen noch im Manuskript vorhandenen Memoiren (die mit der Zeit erscheinen werden) ein sehr ausführliches Bild vom Vater, voll innigster Pietät und kindlichster Liebe."

Die Leser der nachstehenden Memoiren werden diese Angabe bestätigt finden.

Eine Zeitlang hieß es, die österreichische Regierung habe von der Wittwe Heine's oder von Gustav Heine die gefährlichen Memoiren gekauft und bewahre dieselben in ihren bombensichersten Kasematten vor jedem staatsgefährlichen Missbrauch auf. Dies müßige Gerede ist natürlich jetzt verstummt. Ganz ohne ein Körnchen Begründung war es jedoch nicht: es ist von einer und der andern deutschen Regierung der Versuch gemacht worden, die Memoiren durch Ankauf unschädlich zu machen, und Frau Mathilde Heine hat sich diesen staatsrettenden Versuchen gegenüber keineswegs spröde bewiesen. Sie hat Regierungsagenten die Durchsicht des Manuskriptes gestattet, hat es aber zu ihrer Betrübnis erleben müssen, daß die betreffenden Bevollmächtigten die Harmlosigkeit der Memoiren erkannten und ihren Regierungen vom Ankauf abriethen.

Soweit läge die Sache sehr einfach so, daß Heinrich Heine seine ersten Memoiren verbrannt und im Frühling 1854 die zweiten Memoiren be=

gonnen hat, welche jetzt, bis auf ein von Maximilian Heine vernichtetes Stück, in diesem Buche erscheinen, — — wenn nicht der andre Bruder, Herr Gustav Heine, im Jahre 1861 mündlich und später wiederholt durch seine Zeitung „Wiener Fremdenblatt" schriftlich erklärt hätte, daß er im Besitz von drei Bänden Memoiren seines Bruders sei, dieselben aber vorerst nicht veröffentlichen wolle aus Rücksichten auf Überlebende.

Bei der Prüfung des Werthes dieser Erklärung ist man bisher stets von den Voraussetzungen ausgegangen: 1) Herr Gustav Heine könne unmöglich die Unwahrheit gesprochen haben; 2) Herr Gustav Heine habe die Memoiren im Wege eines Pfandgeschäftes von seinem Bruder Heinrich erhalten.

Gestützt auf die erste Voraussetzung ist man leider so weit gegangen, bei der Wahl zwischen der Glaubwürdigkeit Gustav Heine's oder Heinrich Heine's dem Ersteren den Vorrang zu lassen, obwohl die erheblichsten Gründe gegen dessen Wahrhaftigkeit bestehen und obwohl nichts, weder in Schriften noch in Briefen noch in mündlichen Äußerungen, Heinrich Heine's, auf einen bewußten Widerspruch

mit der Wahrheit deutet. Freilich, wenn man ungeprüft Gustav Heine's Behauptung, er besitze die Memoiren, für richtig hält, und wenn man, gleichfalls ungeprüft, das Gerede von einer Verpfändung der Memoiren durch Heinrich an Gustav Heine für eine Thatsache nimmt, — dann, aber auch nur dann, kann man dahin kommen, gewisse sehr energische und unzweideutige Stellen in Heine's Briefen über seinen Bruder und dessen Beziehungen zu den Memoiren für „Nothlügen" zu erklären, wie das von einem sonst höchst vorsichtigen, hervorragenden Schriftsteller neuerdings geschehen ist.*)

Gustav Heine war derjenige von des Dichters Geschwistern, mit welchem er am wenigsten Geistes- und Herzensbeziehungen gehabt und über den er sich, trotz aller brüderlichen Liebe, am härtesten ausgesprochen. Gustav war der Störenfried der Familie, der alle Welt gegen einander aufhetzte, Intriguen spann, sich wichtig that, wo er keine Vollmacht dazu hatte, und der seinem Bruder

---

*) Von Karl Emil Franzos in Nr. 2 der „Gegenwart" von 1884.

Heinrich stets am meisten Aerger von allen Geschwistern bereitet. Herr Gustav Heine hat zu der Ausgabe der Briefe seines Bruders nicht einen einzigen der zahlreichen an ihn gerichteten Briefe beigesteuert; es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der Inhalt dieses Theils von Heine's Korrespondenz für den Empfänger wenig schmeichelhaft ist.

In den 20er Jahren, als Gustav Heine ein stellenloser junger Landwirth war, hat sich der Briefwechsel wahrscheinlich überwiegend darum gedreht, wie für diesen ein Unterkommen zu beschaffen sei, — wenigstens deuten Briefe Heine's an Freunde darauf. Wir haben zahlreiche Briefstellen Heine's über seinen Bruder Gustav: von ihnen ist kaum eine frei von Unmuth über Charakter und Handlungsweise desselben. Es macht mir — und wahrscheinlich auch dem Leser — wenig Vergnügen, diese Stellen zu betrachten, in denen ein Dichter wie Heinrich Heine sich genöthigt sieht, gegen seinen eigenen Bruder hart zu sein. Aber es gehört das leider zu der Aufgabe, die mir obliegt: zu beweisen, daß aus inneren wie aus äußeren Gründen Gustav

Heine nicht im Besitz der Memoiren Heinrich Heine's sein kann, trotz aller seiner unsubstantiirten Erklärungen. — Übrigens bilden des Dichters Briefe an seine andern Geschwister und an seine Mutter, sowie auch alle briefliche Äußerungen gegen Andere über seinen Bruder Maximilian, im Gegensatz zu Gustav, ein sehr erfreuliches Gegengewicht gegen jene unerquicklichen Dinge.

Am Sylvesterabend 1827 schreibt Heine von München aus an seinen Freund Friedrich Merckel (Band XX, S. 53):

„— — Willst Du Mord und Todtschlag verhindern, so geh zu Campe und sage ihm, dass er alle Briefe, die für mich bei ihm ankommen mögen, auf keinen Fall an meinen Bruder Gustav geben soll. Denk Dir, dieser hat die Impertinenz gehabt, Briefe, die ihm Campe für mich gegeben hat, zu erbrechen und mir — den Inhalt zu schreiben. Ich berste vor Wuth. Mein Bruder, dem ich nicht die Geheimnisse meiner Katze, viel weniger die meiner Seele anvertraue! — —"

Ich denke, das ist klar gesprochen. —

Heine hat sein Urtheil über diesen Bruder niemals wesentlich geändert, am wenigsten nach-

dem Gustav Heine das Wiener „Fremdenblatt" gegründet. Und ebensowenig hat Gustav Heine dem Hange widerstehen können, sich unbefugter Weise in die literarischen Geschäfte seines Bruders einzumischen und dadurch überall Mißverständnisse und Zwistigkeiten anzuzetteln.

Zweimal hat Gustav Heine den kranken Dichter in den 50er Jahren besucht, einmal 1851 und dann, in Begleitung der Schwester Charlotte, 1854. Bei dem ersten Besuche nun soll Heine, so geht ein Gerücht, seinem Bruder das Manuskript seiner ersten Memoiren gegen ein Gelddarlehen verpfändet haben, und seit jener Zeit soll Gustav Heine dieses kostbare Pfandobjekt in Händen haben, — als Besitz, nicht als Eigenthum! Ich komme hiermit zu dem wichtigsten Punkte des Memoirenstreites, denn von allem Gerede ist heute schließlich nur das Eine noch übrig geblieben, daß Gustav Heine nach wie vor den größten Theil der Memoiren besitze.

Zunächst frage ich: falls Heine die Memoiren seinem Bruder Gustav 1851 verpfändet hat, — wie erklärt sich dann der Brief aus dem Jahre 1852 (vgl. S. 22)? wie erklärt sich die Stelle der Einleitung der zweiten Memoiren (vgl. S. 23)?

wie die Stelle des Testaments (vgl. S. 23)? — wie erklärt sich das unantastbare Zeugnis Alfred Meißner's, der 1854 die Memoiren gesehen hat (vgl. S. 28)?!

Wie erklärt sich, frage ich weiter, daß über jene angebliche Verpfändung kein einziges glaubwürdiges Zeugnis, weder mündlich noch schriftlich, existiert? Woher stammt überhaupt das Gerede von der unbesehen als Thatsache hingenommenen „Verpfändung"?! Alle Schriftsteller, die über diesen so wichtigen Punkt geschrieben haben, z. B. auch Franzos, stützen sich auf eine Stelle in Strodtmann's Heine-Biographie, worin, ohne Anführung von Beweismaterial, beiläufig gesagt wird, Heine habe seinem Verleger Campe bei einem Besuche des Letzteren in Paris im Jahre 1852 die stattgehabte Verpfändung eingestanden.

An diesem Geständnis Heinrich Heine's über die Verpfändung seiner Memoiren ist kein wahres Wort. Herr Julius Campe jr., der jetzige Inhaber der Verlagshandlung Hoffmann & Campe, Sohn von Julius Campe, hat mir auf meine Frage, ob sein Vater jemals von einer solchen Verpfändung gesprochen oder etwas ge-

wußte, die schriftliche Versicherung gegeben, daß sein Vater nicht nur nichts von einer solchen Verpfändung gewußt, sondern stets der Meinung gewesen ist, Gustav Heine's Behauptung, er besitze die Memoiren, sei unwahr! Julius Campe habe nach Heine's Tode niemals an die Existenz der ersten Memoiren geglaubt. Ich setze hinzu, er hatte dazu allen Grund, denn Heine hatte ihn über deren Verbrennung oft genug in Kenntnis gesetzt (vgl. die Briefstellen auf S. 20 und S. 22).

Somit entbehrt das Gerede von einem Pfandgeschäft, dessen Grundlage die Memoiren, aller und jeder thatsächlichen Begründung.

Wie ist es nun aber wohl entstanden? Wahrscheinlich in dem Kreise Heine'scher Freunde in Paris, die Kenntnis hatten von Geldgeschäften zwischen Heinrich und Gustav Heine. Der Dichter hatte sich nämlich durch einen deutschen Schwindler verleiten lassen, an einer Prager Gasgesellschaftsgründung sich zu betheiligen. Er hatte an die Gründer eine ziemlich hohe Geldforderung — 16000 Francs —, und dadurch in Geldverlegenheit gerathen, nahm er von seinem Bruder Gustav ein baares Darlehen an, beauftragte diesen aber

— der ihn wahrscheinlich zu jener Spekulation mit verleitet hatte —, seine Forderung an die Prager Gesellschaft einzuziehen. Hierauf und auf Gustav Heine's Besuch beziehen sich die folgenden Stellen in den Briefen an Julius Campe. Unterm 28. August 1851 (Band XXII, S. 194):

„— — Meinem Bruder habe ich gar keinen andern Auftrag gegeben, als daß er Ihnen das Packet einhändige; die Ankunft meines Bruders war mir sehr erfreulich, aber ich litt sehr dadurch, daß er während seines Aufenhalts in der peinlichsten Verstimmung war, weil er einestheils beängstigende, seine Interessen bedrohende Nachrichten aus Wien erhielt; anderentheils weil er eine todtkranke, von den schrecklichsten Nervenleiden geplagte Frau mit sich führte ... Dazu kommt, daß die Verschiedenheit der politischen Ansichten dennoch sogar unter Brüdern einen fatalen Einfluß ausübt. Ich habe Manches nicht berühren können, und das störte jeden freimüthigen Erguß. — —“

Und bei diesem Besuch soll Heine seinem Bruder das Manuskript der Memoiren verpfändet haben!

Aber kaum ist Gustav Heine in Hamburg angekommen, als seine Zettelungen anfangen:

„— — Meines Bruders Verfahren in Bezug auf Sie hat mich sehr verstimmt, und ich werde ihm nie

mehr, weder bei Lebzeiten noch posthum, einen Auftrag für Sie geben." (Brief an Campe, vom 10. September 1851, Band XXII, S. 200.)

„— — Von meinem Bruder habe ich seit seiner Abreise noch keine Nachricht, obgleich er wichtige Dinge für mich zu besorgen hat. Ich denke ihm so bald als möglich bis zum letzten Sou zurück zu bezahlen, was er mir vorgeschossen. Er ist bei aller brüderlichen Liebe seines krakehligen Charakters wegen nicht die geeignete Person, der ich eine Einmischung in meinen literärischen Angelegenheiten vertrauen dürfte." (Band XXII, S. 208).

Und endlich:

„— — Auch mein Bruder scheint meine Geschäfte, die ich ihm aufgetragen, keineswegs geordnet zu haben. *Ihm selber habe ich alles, was ich ihm schuldig war, zurückbezahlt.*"

Wie steht es hiernach mit einem Pfandgeschäft?!

Aber es kommt noch besser. Unterm 1. Oktober 1851 schreibt Heine an Campe (Band XXII, S. 211):

„— — Achtens melde ich Ihnen in Bezug auf meine Finanzen, daß mein Bruder in Prag war und

sich mit dem dortigen Direktor der Gaskompagnie abgefunden hat, und ich laut diesem Abfinden für eine Forderung von 16 000 Franks, die ich dort hatte, nur 5000 Franks bekomme, und zwar in Wechseln, welche im künftigen Juli fällig."

Man halte fest, daß Gustav Heine im August 1851 bei seinem Bruder gewesen, daß Campe seinen Autor im Jahre darauf in Paris besuchte, und dann lese man den folgenden Brief Heine's vom 12. September 1852 (Band XXII, S. 308). — Zum besseren Verständnis desselben schicke ich voraus, daß Gustav Heine sich gegen Campe höchst unpassend über des Dichters Verlagsvertrag mit Hoffmann & Campe geäußert und gedroht hatte, er, Gustav Heine, werde denselben umzustoßen wissen, während des Lebens oder nach dem Tode des Dichters; auch hatte er eine österreichische Nachdrucksausgabe (wo möglich in Gustav Heine's „Fremdenblatt"-Verlag) in Aussicht gestellt und zugleich mit allerhand Redensarten über seines Bruders Memoiren um sich geworfen. Da schreibt Heinrich Heine:

„— — Ich bin mir bewußt, Nichts gethan zu haben, was Sie berechtigen könnte, meine Loyalität

im mindesten zu bezweifeln. — Wie konnte Ihr Unmuth gegen meinen Bruder Gustav*), mag derselbe noch so gerecht sein, Sie verleiten, mir, der ich genug zu tragen habe, mit solcherlei Beklagnissen meine Bekümmernisse zu vermehren? Habe ich meinen Bruder Gustav zu Ihnen geschickt? Hat er das geringste Mandat von mir? Habe ich Ihnen nicht längst über Gustav's zänkischen Charakter meine Meinung gesagt und Ihnen versichert, daſs ich Alles so einrichten werde, daſs er niemals das Geringste in Bezug auf mich mit Ihnen zu verkehren haben würde? — — Genug davon, Gustav Heine ist mein Bruder, ich liebe ihn als solchen, weil man unter allen Umständen seine Brüder lieben soll. Außerdem hat er mir bedeutende Dienste erzeigt, und ich werde wahrlich der Letzte sein, der auf ihn loszöge, aber Jeder von der Familie wird Ihnen sagen können, daſs er wie eine Bombe in Hamburg hineinfiel und während der wenigen Tage seines Aufenhaltes die meisten Familienglieder gegen einander zu verhetzen suchte. Was soll ich also lange darüber jammern, daſs er auch uns Beide brouillieren wollte. Schon an der Plumpheit des Vorgebrachten

*) Wegen eines Gebahrens, welches nicht anders als illoyal zu bezeichnen ist; dasselbe hat sich 1861 wiederholt, worüber man Strodtmann's Anmerkung zu Band XXII, S. 308 nachlese.

mussten Sie erkennen, dass ich nicht im Spiele und ein Bruch zwischen uns nicht in Absicht stand.

Hierzu mögen noch besondere Interessen Antrieb gewesen sein; ich habe schon längst bemerkt, dass bei meinem hilflos kranken Zustande mein Bruder Gustav sich verpflichtet glaubte, mein literarischer Vormünder zu sein. — — Er sagte mir längst, dass er mit seinem Zeitungsinstitute auch den Verlag von Novitäten verbinden wolle. — — Max meint wirklich, ich würde ein solcher Narr sein, des Geldes wegen meinen Namen von Gustav für die Feuilletons seines Journales oder sonstwie als Annonce ausbeuten zu lassen. Er hat mir vor drei Wochen einen bedeutenden Geldvorschuss gemacht auf Geschäfte, deren Besorgung ich ihm übertragen*); er weiß, er wird remboursieren, und er hat durchaus keine Macht über mich. — — Mein Bruder Gustav kann auch nichts wissen über meine „Memoiren", wovon in der That ein großer Theil vernichtet ist; er hat nur Vermuthungen und sagt immer mehr, als er weiß. — —

Er hat sehr viele gute Eigenschaften, er hat sie oft durch die That bewiesen, und nur die verdammte Zwistsucht und die Emancipation von der Wahrheit kann ihn verhasst machen."

*) Die Einziehung des erwähnten Wechselbetrages in Prag (vgl. S. 56).

Ich frage, klingt das wie eine „Nothlüge?" Und schreibt Jemand so an einen Mann, dem er angeblich einige Monate vorher mündlich selbst eingestanden, er habe die Memoiren seinem Bruder verpfändet?!

Auch hätte jedes Motiv der Geldnoth gefehlt, um Heine zu einem mit allen Äußerungen und Gesinnungen über seinen Bruder so unvereinbaren Schritt zu bewegen. Wenn Heine Geld brauchte, so war Campe ohne allen Zweifel mit Freuden bereit, jeden beliebigen Vorschuss auf das kostbare Memoiren-Manuskript zu zahlen, ohne dass Heine darum nöthig gehabt hätte, sogleich die Veröffentlichung der Memoiren vorzunehmen. Es gibt keinen Verwandten oder intimeren Freund Heine's, den er weniger zum Aufbewahrer irgend eines Manuskripts, geschweige der Memoiren bestimmt hätte, als gerade Gustav Heine, der auch in Heine's Testament mit keinem Wort erwähnt wird. Damit halte man zusammen die Stelle der Einleitung zu den Memoiren selbst (S. 84), wo er nicht von Verwandten, sondern von Freunden als den Vollstreckern seines Willens in Bezug auf die Memoiren spricht, und man wird das

nunmehr seit 24 Jahren kolportierte Gerede von dem Memoirenbesitz Gustav Heine's als nichts anderes betrachten, denn als eine Bethätigung der „Emancipation von der Wahrheit", wie Heinrich Heine so unnachahmlich euphemistisch von seinem Herrn Bruder gesagt.

Uebrigens bemerke ich, daß Gustav Heine's Behauptung, er besitze die Memoiren, mindestens den Zweifel an der Rechtmäßigkeit des „Besitzes" herausfordert. Welchen Besitztitel könnte Gustav Heine vorweisen, wenn die berechtigten Erben Heine's, zu denen er laut Testament nicht gehört, mit dem Anspruch aufträten, ihnen ihr Besitzthum auszuliefern?! Auf welche Weise hat Gustav Heine das Manuskript erworben, welches zu besitzen er vorgiebt? Durch eine Schenkung unter Lebenden? Aus reiner brüderlicher Freundschaft sollte Heinrich Heine gerade diesem Bruder das Memoirenmanuskript geschenkt haben, dem er „nicht die Geheimnisse seiner Katze, viel weniger die Geheimnisse seiner Seele anvertrauen" wollte? Und zu welchem Zweck geschenkt? Zum Zweck der Veröffentlichung nach seinem Tode? Dazu bedurfte es wahrlich nicht der oben (vgl.

S. 55) so energisch perhorreszierten Dazwischenkunft seines Bruders. Und ist anzunehmen, daß Heine, sonst so ängstlich für die Sicherstellung des Auskommens seiner Gattin nach seinem Ableben besorgt, ihr dieses unschätzbare Vermögensstück zu Gunsten seines reichen Bruders entzogen haben würde?!

Dabei ist zu bedenken, daß ein solches Geschenk selbst nach den damaligen literarischen Zuständen ein kleines Vermögen, heute aber ein sehr beträchtliches Vermögen darstellen würde, und Herr Gustav Heine müßte von einer ebenso unglaublichen, wie durch nichts entschuldbaren Entsagung beseelt sein, wenn er nicht das kostbare Manuskript längst für eine Summe verkauft hätte, die für 3—4 Bände Memoiren mit 100000 Mark nicht zu hoch gegriffen ist. Dabei brauchte ihn keine Rücksicht auf die Dynastie Heine zu geniren, denn es ist doch nicht anzunehmen, daß Heinrich Heine in seinen Memoiren gar nichts anderes gethan hat, als seine Verwandten bloßzustellen, oder etwa die k. k. österreichische Regierung anzugreifen; es dürften sich in einer Autobiographie Heinrich Heine's doch wohl auch etwelche ganz harmlose,

aber literarisch höchst werthvolle Aufschlüsse über seine schriftstellerische Entwickelung und über literarische Zeitgenossen gefunden haben, und für diese Stellen allein hätte Gustav Heine zu jeder Zeit einen sehr bereitwilligen Käufer gefunden. Aber wir können uns beruhigen: Heinrich Heine hat seinem Bruder Gustav nie eine Zeile seiner Memoiren geschenkt.

Für eine Verpfändung nun gar existirt, wie wir bewiesen zu haben glauben, nicht der geringste Anhalt, da das Geständnis Heine's an Campe darüber völlig aus der Luft gegriffen ist. — Und endlich: angenommen das Unmögliche wäre möglich, Heinrich Heine hätte heimlich seinem Bruder Gustav die Memoiren verpfändet, ohne darüber irgend etwas Schriftliches zu hinterlassen, ohne seiner Gattin das Geringste zu sagen, unter fortgesetzten „Nothlügen" bis an seinen Tod, — nun, dann kann Herr Gustav Heine jeden Tag durch eine Klage der Erben Mathilde Heine's — und deren giebt es — zur Herausgabe seines „Besitzes" gezwungen werden gegen Rückzahlung des „Darlehens".

Aber es wird zu einer solchen Klage nicht

kommen, und käme es auch dazu, so wäre sie fruchtlos, denn:

> **Gustav Heine hat zu keiner Zeit Heinrich Heine's Memoiren besessen und er besitzt sie auch zu dieser Stunde nicht.**

Der vorliegende Band enthält Alles, was von Heine's Memoiren gerettet worden; alles Fehlende (die ersten Memoiren), sicher fünfmal so viel wie das hier Veröffentlichte, ist von Heine selber durch Feuer vernichtet worden, — mit Ausnahme einzelner Blätter, welche sein Bruder Maximilian später verbrannt hat. Man mag also über den literarischen oder sonstigen Werth der nachstehenden Memoiren denken so hoch oder so gering wie man will —: sie sind Alles, was jemals an Heine'schen Memoiren zum Vorschein kommen wird.

Ich kann diesen Punkt: die Frage nach Gustav Heine's Memoirenbesitz, nicht verlassen, ohne eine Antwort zu versuchen auf die psychologisch immerhin interessante Frage des Lesers, die sich ihm wie mir naturgemäß aufdrängt: Wie ist es möglich, daß ein Mann wie Gustav Heine, über den man hart urtheilen mag, dem man aber keine direkte

Ehrlosigkeit nachsagen kann, — ein Mann, der jetzt ein hoher Siebenziger ist und schwerlich mit einer groben Unwahrheit über eine so wichtige Frage ins Grab steigen will, — wie ist es möglich, daß der öffentlich erklären konnte, er besäße die Memoiren, während er sie doch nicht besaß? —

Die Antwort lautet: Herr Gustav Heine besitzt höchst wahrscheinlich werthvolle Manuskripte Heinrich Heine's, darunter solche, welche wichtige Aufschlüsse über Heine's Leben enthalten, und diese Papiere betrachtet er als Memoiren.

Zuvörderst besitzt er sicher mehrere hundert Briefe Heine's an ihn selbst. Ich schätze deren Zahl auf reichlich 200, darunter viele sehr ausführliche. Dieselben behandeln aber sicherlich überwiegend Familienangelegenheiten, und zwar vielfach höchst unerquicklicher Art. Es ist also sehr begreiflich, daß Herr Gustav Heine diese Briefe schwerlich jemals im Druck erscheinen lassen wird. Ich mache noch einmal auf die Thatsache aufmerksam, daß in den 4 Bänden des Heine'schen Briefwechsels sich nicht ein einziger Brief an Gustav Heine befindet, so wenig wie Briefe an Karl

Heine — jetzt im Besitze der Wittwe desselben, einer höchst deutschenfresserischen Französin — und die „120 Briefe", welche Herr Ludwig von Embden, Heine's Schwestersohn, nach der Angabe der Prinzessin della Rocca besitzt. Von den Briefen an Maximilian Heine sind einige wenige von diesem selbst in dessen „Erinnerungen" abgedruckt; die zahlreichen übrigen Briefe an diesen jüngsten Bruder Heine's sollen vor dessen Tode (1879) von ihm verbrannt worden sein!

Herr Gustav Heine besitzt aber sehr wahrscheinlich noch andere Briefe und Papiere Heine's von biographischem Werth, und gestützt auf diesen Besitz glaubt er sich berechtigt öffentlich zu erklären, er sei im Besitze der Memoiren. Wenn man hierzu den Kopf schüttelt und es für unmöglich hält, daſs Jemand, der einige hundert Briefe von Heine's Hand aus allen Phasen seines Lebens besitzt, sich einreden könne, er besitze Memoiren, so erinnere ich an die geradezu groteske Erklärung eines deutsch-böhmisch-französischen Penny-a-liner's, der kürzlich in deutschen Zeitungen allen Ernstes behauptete — nachdem die Memoiren, deren Echtheit er selbst zugegeben, nach Deutschland verkauft

worden —: die Memoiren, „die wirklichen Memoiren" befänden sich nach wie vor in Herrn Julia's Händen, und zwar beständen diese „wirklichen Memoiren" — man halte das Lachen zurück! — aus etwa 1000 an Heine gerichteten Briefen (darunter beiläufig mehr als 900 gänzlich werthlos!)*) Wenn im Gehirn des einen Journalisten schon Briefe von Krethi und Plethi an Heine die Memoiren Heine's darstellen, — ist es da so sehr zu verwundern, wenn ein anderer Journalist, nämlich Herr Gustav Heine, sich und der Welt einredet, die in seinem Gewahrsam befindlichen zahlreichen Briefe von Heine seien dessen Memoiren?! Nicht einer bewußten Unwahrheit zeihe ich somit Herrn Gustav Heine, sondern einer Selbsttäuschung, die bei einem in literarischen Dingen so unbewanderten Journalisten entschuldbar ist, — Herr Gustav Heine war nämlich ursprünglich Landwirth, dann „Spediteur und Produktenhändler" in Hamburg und später Offizier.

Es ist nicht unmöglich, daß dieser Herr trotz alledem einfach wieder einmal eine Erklärung ab-

*) Ich habe diese Briefe selbst gesehen. — E. E.

giebt: er besitze die Memoiren und damit basta. Er hat sich bis jetzt auf solche Erklärungen beschränkt; gesehen hat seine Memoiren keines Sterblichen Auge. Es ist aber an der Zeit, ihm zu sagen, dass solche Erklärungen fortan völlig bedeutungslos sind; es ist jetzt unter Anführung von triftigen Beweisen öffentlich ausgesprochen, dass Gustav Heine die Memoiren nicht besitzt, — und auf solche Beweise giebt es in Zukunft nur eine Antwort: das Vorzeigen der Memoiren an einen glaubwürdigen Zeugen, oder das Eingeständnis, dass man sich geirrt. Sollte also Herr Gustav Heine auf meine — nicht Behauptung, sondern Beweisführung einfach erwidern, dass er dennoch die Memoiren besitze, sie aber weder zeigen noch veröffentlichen wolle, so erkläre ich schon heute diese seine Erwiderung für bedeutungslos, weil auf einem Irrthum beruhend. Das schließt nicht aus, dass ich im Falle einer Veröffentlichung der Memoiren durch Gustav Heine sofort alles zurücknehmen und mich über die Rettung des Manuskriptes mehr freuen würde als darüber, dass ich Recht behielte, worauf ja nichts ankommt.

Ich sagte oben, Herr Gustav Heine sei wahrscheinlich im Besitze werthvoller Papiere und Manuskripte seines Bruders. Ich will ihm auch gleich sagen, was wahrscheinlich in diesen Papieren enthalten ist: außer den Briefen Heinrich Heine's an Gustav Heine noch die Brouillons zahlreicher französisch geschriebener Briefe an französische Staatsmänner und Schriftsteller, darunter Thiers, Guizot, Michelet. Ferner 67 Gedichte gegen den König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV. Endlich ein Manuskript „Napoleon III.“ Möglicherweise noch andere ungedruckte Schriften.

Woher ich das weiß? Aus Strodtmann's Werk, der in einer Anmerkung zum II. Bande (S. 432) Mittheilungen macht über das höchst zweifelhafte Individuum Namens Ferdinand Friedland, den Prager Gasbeleuchtungsdirector, leider auch Lassalle's Schwager, von Heine in Erinnerung an Friedrichs des Großen Hofjuden mit dem Spitznamen „Salmonius“ bedacht. Dieser hat Heine zu Spekulationen verleitet, die meist fehlschlugen.

Und nun erzählt Strodtmann:

„Calmonius" wurde später als Ritter von Friedland in den Adelsstand erhoben und als Kurator des Museums in Wien angestellt. Nach dem Tode H. Heine's drängte er sich der Wittwe desselben als Freund und Rathgeber auf und ließ sich von ihr einen Theil der Nachlasspapiere des Dichters aushändigen, um solche zu ihrem Nutzen zu verwerthen. Unter den Bettelbriefen Deutscher an Napoleon III., welche aus den Papieren des kaiserlichen Kabinets im Frühjahre 1872 veröffentlicht wurden. („L'Allemagne aux Tuileries de 1850 à 1870) befindet sich die Notiz, dass der Ritter von Friedland durch Vermittelung des französischen Gesandten in Wien, Herrn von Grammont, dem französischen Gouvernement verschiedene Papiere des verstorbenen Dichters H. Heine angeboten habe. Der Gesandte schrieb hierüber an den Kaiser: „Das Packet enthält ein Manuskript ‚Napoleon III.', das in einem schlechten Geiste verfasst zu sein scheint, ferner 67 Gedichte gegen den König von Preußen, und eine große Menge von Korrespondenzen zwischen Heine und den Herren Thiers, ‚Guizot, Michelet' u. s. w. Wahrscheinlich ist dies Alles mit feindseligen Gefühlen gegen das Gouvernement des Kaisers geschrieben. Man verlangt 30 000 Francs." Der Handel scheint indessen nicht abgeschlossen worden zu sein; doch sind die Papiere eben so wenig in die Hände der Frau Mathilde Heine zurück gelangt; wenigstens befand sich — mit Ausnahme des „Waterloo"-Fragmentes, das

mit dem Manuskripte „Napoleon III.“ identisch sein mag*) — kein einziges der genannten Stücke in dem literarischen Nachlasse des Dichters, als derselbe im Herbst 1869 an Herrn Campe verkauft wurde.“

Strodtmann fügt dann hinzu:

„Eine weitere Aufklärung dieser schmutzigen Angelegenheit wäre dringend zu wünschen, damit man erfahre, was aus den betreffenden Papieren geworden ist. Da der sonst in Angelegenheiten seines Bruders so erklärungslustige Herr Gustav Heine der oft wiederholten Behauptung, daſs er der österreichischen Regierung die „Memoiren“ und andere Nachlaſspapiere des Dichters verkauft habe, trotz aller öffentlichen Mahnungen niemals widersprochen hat, liegt die Vermuthung nahe, daſs die dem Ritter von Friedland anvertrauten Papiere später in seine (G. Heine's) Hände gerathen sind; denn die Wittwe H. Heine's hat ihm, nach ihrer ausdrücklichen Erklärung, nie den geringsten Bruchtheil der literarischen Hinterlassenschaft ihres Gatten überliefert.“

Ich zweifle keinen Augenblick, daſs Herr Gustav

---

*) Ich bin hierin nicht der Meinung Strodtmann's; das am Schluſs des XIV. Bandes abgedruckte „Waterloo“-Fragment beschäftigt sich mit Napoleon dem Dritten sehr wenig und ist außerdem alles andere, nur nicht Napoleonfeindlich.

Heine diese von „Calmonius" der Wittwe H. Heine's abgeschwindelten Papiere an sich gebracht, — auf dem ehrlichsten Wege, versteht sich, — und im Besitz all' dieser Papiere und der Briefe seines Bruders behauptet er gelassen, er besitze die Memoiren! Es ist sogar nicht ganz unmöglich, dass vereinzelte, zufällig unverbrannte Blätter der ersten Memoiren sich unter diesen, der Wittwe Heine's abgeschwindelten Papieren befunden haben, zumal da mir selbst bei der Bearbeitung der zweiten Memoiren mehrere solcher überzähligen, zufällig zwischen den Blättern der Memoiren letzter Hand liegen gebliebenen Blätter der ersten Memoiren aufgestoßen sind, welche im Anhang I abgedruckt erscheinen. Wie viele solcher Blätter Herr Gustav Heine besitzt, weiß ich nicht; gegenüber der bestimmten Versicherung Heinrich Heine's, dass die ersten Memoiren ganz verbrannt seien, kann es sich nur um solche einzelnen verlorenen Blätter handeln, wie sie aus Vergesslichkeit und „physischer Blindheit", über die Heine klagt, unverbrannt sich in den zweiten Memoiren versprengt vorfinden.

Das in diesem Bande abgedruckte Manuskript der zweiten Memoiren weist im Original die Seitenzahlen — von Heine's eigner Hand — auf: 1 bis 5, und 31 bis 147. Es ist auf übergroßen Foliobogen mit weichem Bleistift geschrieben und enthält zahlreiche Korrekturen und Durchstreichungen. Die Schrift ist sehr ungleich: manchmal an die besten Tage des Dichters erinnernd, in denen seine Schrift geradezu einer kalligraphischen Vorlage glich, — dann wieder zittrig, unbehilflich, wie sie die schmerzvollen Krämpfe seiner entsetzlichen Krankheit mit sich brachten. Vereinzelte Irrthümer in Stil, Orthographie u. s. w. beweisen, daß Heine nicht die Zeit gefunden, das flüchtig Hingeschriebene einer letzten Feile zu unterziehen. Manchmal fehlt ein „nicht", oder es fehlen mehrere Silben eines Wortes, oder es schleicht sich ein Lapsus ein wie „Lampsakus" statt „Pittakus", — alles Dinge, die Heine, der ängstlichste Korrektor seiner eigenen Manuskripte vor dem Druck, sonst gewiß verbessert hätte.

Daß er selbst diese Memoiren zur Veröffentlichung bestimmt hat, geht schon aus dem Brief auf S. 26 (oben) hervor. Auch spricht er an

mehreren Stellen des Manuskripts zu dem „theuren Leser".

Für das Datum des Beginnes der Abfassung geben die beiden Briefstellen — vom 7. März 1854 (vgl. S. 25 u. 26) Anhaltspunkte. Hiermit stelle man zusammen die Worte aus der Vorrede zur französischen Ausgabe des Buches „über Deutschland" (Werke, Band V, S. 10, abgedruckt auf S. 27 des vorliegenden Bandes).

Die in den Einleitungsworten (S. 83) angeredete „theure Dame" ist wohl schwerlich etwas anderes als eines jener Phantasiegebilde, an welche sich Heine in Vers und Prosa zu wenden pflegte. Nicht ganz ausgeschlossen ist, dass er dabei an die „Mouche" gedacht, mit welcher er zuerst 1854 bekannt wurde. — Da ursprünglich statt des „theure Dame" der Eingangsworte im Original gestanden hat: „erlauchte Dame", so ließe sich noch auf eine andere Freundin Heine's schließen: auf die Prinzessin Christina Belgiojoso, eine geborne Marchesa Trivulzi, eine um die jungitalienische Einheitsbewegung hochverdiente Dame, in deren Villa bei Montmorency Heine in besseren Tagen als willkommener Gast häufig verkehrt hatte. Die Prin-

zessin war eine intime Freundin der Frau Caroline Jaubert, an welche die im Anhang abgedruckten Briefe Heine's gerichtet sind. In seinen „Briefen über Deutschland" (Werke, Band V, S. 274) hat er ihr mit den Worten: „Die Fürstin Belgiojoso, diese Schönheit, die nach Wahrheit lechzt", ein dankbares Denkmal gesetzt.

Auf der Rückseite des ersten Blattes der Widmung steht, mit Bleistift geschrieben, folgendes Gedicht-Brouillon von Heine's Hand:

Manch kostbar edle Perle birgt
Der Ocean; manch schöne Blume
Küsst nie ein Menschenblick, nur stumme
Waldeinsamkeit schaut ihr Erröthen
Und trostlos in der Wildnisöde
Vergeudet sie die süßen Düfte. —

Wenngleich tobsüchtig dort der Wind
Die Fluten peitschet, dass sie heulen,
Und ihnen straks zu Hülfe eilen
Entsetzlich gähnend aus den Tiefen
Die Ungethüme, die dort schliefen — —

Die erste Strophe dieser ziemlich formlos gebliebenen Dichtung ist eine lebhafte Reminiscenz,

wenn nicht die freie Übersetzung einer Strophe aus Gray's „Elegy written in a country churchyard“:

„Full many a gem of purest ray serene
The dark unfathom'd caves of ocean bear;
Full many a flower is born to blush unseen,
And waste its sweetness on the desert air.“

Entsprechend den Gründen, welche Heine bestimmt hatten, seine ersten Memoiren zu verbrennen, ist dieser „letzte Versuch“ sehr ruhig im Ton gehalten. Daß es dabei nicht geblieben wäre im weiteren Fortgang, ist anzunehmen, und daß selbst in diesem ausgesucht ruhigen Schriftstück Heine sich nicht ganz verleugnet, wird der Leser bald herausfinden.

Die Stimme der Wahrhaftigkeit ist in diesen Memoiren unverkennbar. Heine hat zwar kurz vor ihrer Abfassung in den „Geständnissen“ (Band XIV, S. 215) gesagt: „Mit dem besten Willen der Treuherzigkeit kann kein Mensch über sich selbst die Wahrheit sagen“, — aber diesen besten Willen wenigstens hat er gehabt. Ein klassischer Zeuge,

Heine's Feind Ludwig Börne, sagt über Heine's Wahrhaftigkeit: „Gab es je einen Menschen, den die Natur bestimmt hatte, ein ehrlicher Mann zu sein, so ist es Heine. Er kann keine fünf Minuten, keine zwanzig Zeilen heucheln, keinen Tag, keinen halben Bogen lügen. Wenn es eine Krone gälte, er kann kein Lächeln, keinen Spott, keinen Witz unterdrücken."

Mehr als vielleicht sonst eine Schrift Heine's beweisen diese Memoiren den Einfluss des Exils auf seine Sprache. Heine hat niemals vollkommen französisch geschrieben oder gesprochen, — dazu verstand er zu gut Deutsch. Er hat keine der französischen Übersetzungen seiner Werke ohne fremde Hilfe angefertigt. Nicht nur dass diese Memoiren an manchen Stellen wie gute Übersetzung aus dem Französischen klingen, — Heine hat auch oft bei ihrer Abfassung den Gedanken erst französisch gedacht, ehe er ihn deutsch niederschrieb: im Text finden sich an vielen Stellen die französischen Ausdrücke in Parenthese zwischen oder über den entsprechenden deutschen.

Heine hat sich über diesen betrübenden Einfluss der ihn umgebenden fremden Sprache keiner

Täuschung hingegeben. So heißt es auf einem der Papierschnitzel des Nachlasses (Band XIV, S. 307): „Mein Geist fühlt sich in Frankreich exiliert, in eine fremde Sprache verbannt.“ In seiner Schrift über Börne sagt Heine von dieser sprachlichen Verbannung: „Glücklich sind die, welche in den Kerkern der Heimath ruhig hinmodern, denn diese Kerker sind eine Heimath mit eisernen Stangen, und deutsche Luft weht hindurch, und der Schlüsselmeister, wenn er nicht ganz stumm ist, spricht er die deutsche Sprache! — Es sind heute über sechs Monde, dass kein deutscher Laut an mein Ohr klang, und Alles, was ich dichte und trachte, kleidet sich mühsam in ausländische Redensarten. — Ihr habt vielleicht einen Begriff vom leiblichen Exil, jedoch vom geistigen Exil kann nur ein deutscher Dichter sich eine Vorstellung machen, der sich gezwungen sähe, den ganzen Tag französisch zu sprechen, zu schreiben und sogar des Nachts am Herzen der Geliebten französisch zu seufzen!“ (Werke XII, S. 227.) — Und in dem erwähnten Buche Meißners wird eine Äußerung Heine's über dasselbe Elend wiedergegeben: „Ich deutscher Waldvogel, gewohnt sein Nest aus dem buntesten und einfachsten Mate-

rial zusammenzubauen — ich niste da in der Allonge-perüque Voltaire's."

Man lese auch die rührende Schilderung, welche Heine von seiner Begegnung mit einem deutschen Auswandererzuge auf der Landstraße nach Havre entwirft, in der Vorrede zum 1. Bande des „Salon" (Band XIV, S. 40); wie ihm da das Herz schlägt beim Tone der Muttersprache im fremden Lande!

Ich habe mich bei der Herausgabe der Memoiren und der andern bisher ungedruckten Schriften Heine's natürlich streng an seinen Wortlaut, ja Buchstabenlaut gehalten und nur da ändernd eingegriffen, wo ein offenbarer Schreibfehler vorlag. Leider war dies, bei der Art der Abfassung, ziemlich oft der Fall. Heine's Orthographie beizubehalten war nicht gut möglich mit Hinblick auf die der Gesammtausgabe. Heine ist merkwürdig modern in seiner Orthographie, schreibt „Akzion" u. dergl., hält aber zugleich zäh an dem „y" statt „i" am Ende der Wörter fest, worüber er sogar einmal ein langes Postskriptum an Campe erläßt (Werke, Band XXII, S. 198). Auf das y in „bey" verzichtete er übrigens nach einer Einrede

Campe's und wollte nur „seyn" von „sein" unterschieden wissen. Zum besseren Verständnis des Zusammenhanges, in welchem der Anfang der Memoiren selbst (S. 87) gestanden haben mag, verweise ich auf die Stelle in den „Geständnissen" (Band XIV, S. 320 u. ff.), wo Heine erzählt, wie er beinahe von seiner Mutter zum katholischen Geistlichen bestimmt worden wäre, was ihm dann Anlaß zu sehr lustigen Zukunftsträumen giebt. Auch sei einer Äußerung Heine's zu Adolf Stahr im Oktober 1850 Erwähnung gethan (Strodtmann, Band I, S. 679), wonach er von Jugend auf Sympathie für den Pomp der katholischen Kirche, namentlich für ihre Prozessionen gehabt habe. Sein Vater besaß in Düsseldorf ein Haus, „welches das onus hatte, bei den Prozessionen einen Altar zu errichten, und er setzte eine Ehre darin, diesen Altar so schön und reich wie möglich auszustatten."

Über die im Anhange abgedruckten Nachlaßarbeiten werde ich an den betreffenden Stellen ein aufklärendes Wort sagen.

Berlin, den 22. März 1884.

Eduard Engel.

Memoiren.

Ich habe in der That, theure Dame, die Denkwürdigkeiten meiner Zeit, insofern meine eigene Person damit als Zuschauer oder als Opfer in Berührung kam, so wahrhaft und getreu als möglich aufzuzeichnen gesucht.

Diese Aufzeichnungen, denen ich selbstgefällig den Titel Memoiren verlieh, habe ich jedoch schier zur Hälfte wieder vernichten müssen, theils aus leidigen Familienrücksichten, theils auch wegen religiöser Skrupeln.

Ich habe mich seitdem bemüht, die entstandenen Lakunen nothdürftig zu füllen, doch ich fürchte, posthume Pflichten oder ein selbstquälerischer Überdruſs zwingen mich, meine Memoiren vor meinem Tode einem neuen Autodafé zu überliefern, und was alsdann die Flammen verschonen, wird vielleicht niemals das Tageslicht der Öffentlichkeit erblicken.

Ich nehme mich wohl in Acht, die Freunde zu nennen, die ich mit der Hut meines Manuskriptes und der Vollstreckung meines letzten Willens in Bezug auf dasselbe betraue; ich will sie nicht nach meinem Ableben der Zudringlichkeit eines müßigen Publikums und dadurch einer Untreue an ihrem Mandat bloßstellen.

Eine solche Untreue habe ich nie entschuldigen können; es ist eine unerlaubte und unsittliche Handlung, auch nur eine Zeile von einem Schriftsteller zu veröffentlichen, die er nicht selber für das große Publikum bestimmt hat. Dieses gilt ganz besonders von Briefen, die an Privatpersonen gerichtet sind. Wer sie drucken läßt oder verlegt, macht sich einer Felonie schuldig, die Verachtung verdient.

Nach diesen Bekenntnissen, theure Dame, werden Sie leicht zur Einsicht gelangen, daß ich Ihnen nicht, wie Sie wünschen, die Lektüre meiner Memoiren und Briefschaften gewähren kann.

Jedoch, ein Höfling Ihrer Liebenswürdigkeit, wie ich es immer war, kann ich Ihnen kein Begehr unbedingt verweigern, und um meinen guten Willen zu bekunden, will ich in anderer Weise die

holde Neugier stillen, die aus einer liebenden Theilnahme an meinen Schicksalen hervorgeht.

Ich habe die folgenden Blätter in dieser Absicht niedergeschrieben, und die biographischen Notizen, die für Sie ein Interesse haben, finden Sie hier in reichlicher Fülle. Alles Bedeutsame und Charakteristische ist hier treuherzig mitgetheilt, und die Wechselwirkung äußerer Begebenheiten und innerer Seelenereignisse offenbart Ihnen die Signatura meines Seyns und Wesens. Die Hülle fällt ab von der Seele, und Du kannst sie betrachten in ihrer schönen Nacktheit. Da sind keine Flecken, nur Wunden*). Ach! und nur Wunden, welche die Hand der Freunde, nicht die der Feinde geschlagen hat!

Die Nacht ist stumm. Nur draußen klatscht der Regen auf die Dächer und ächzet wehmüthig der Herbstwind.

Das arme Krankenzimmer ist in diesem Augenblick fast wohllustig heimlich, und ich sitze schmerzlos im großen Sessel.

---

*) Eine echtheinesche Wendung, die sich schon in einem Briefe an Varnhagen (19. November 1830) ganz ähnlich findet.

Da tritt Dein holdes Bild herein, ohne daß sich die Thürklinke bewegt, und Du lagerst Dich auf das Kissen zu meinen Füßen. Lege Dein schönes Haupt auf meine Kniee und horche ohne aufzublicken.

Ich will Dir das Märchen meines Lebens erzählen.

Wenn manchmal dicke Tropfen auf Dein Lockenhaupt fallen, so bleibe dennoch ruhig; es ist nicht der Regen, welcher durch das Dach sickert. Weine nicht und drücke mir nur schweigend die Hand.

— — — — — — — — — — — — —

Welch ein erhabenes Gefühl muſs einen solchen Kirchenfürsten beseelen, wenn er hinabblickt auf den wimmelnden Marktplatz, wo Tausende entblößten Hauptes mit Andacht vor ihm niederknieend seinen Segen erwarten!

In der italienischen Reisebeschreibung des Hofraths Moritz las ich einst eine Beschreibung jener Scene, wo ein Umstand vorkam, der mir ebenfalls jetzt in den Sinn kommt.

Unter dem Landvolk, erzählt Moritz, das er dort auf den Knieen liegen sah, erregte seine besondere Aufmerksamkeit einer jener wandernden Rosenkranzhändler des Gebirges, die aus einer braunen Holzgattung die schönsten Rosenkränze schnitzen und sie in der ganzen Romagna um so theurer verkaufen, da sie denselben an obenerwähntem Feiertage vom Pabste selbst die Weihe zu verschaffen wissen.

Mit der größten Andacht lag der Mann auf den Knieen, doch den breitkrämpigen Filzhut, worin seine Waare, die Rosenkränze, befindlich, hielt er in die Höhe, und während der Pabst mit ausgestreckten Händen den Segen sprach, rüttelte jener seinen Hut und rührte darin herum, wie Kastanienverkäufer zu thun pflegen, wenn sie ihre Kastanien auf dem Rost braten; gewissenhaft schien er dafür zu sorgen, daſs die Rosenkränze, die unten im Hut lagen, auch etwas von dem päbstlichen Segen abbekämen und alle gleichmäßig geweiht würden.

Ich konnte nicht umhin, diesen rührenden Zug von frommer Naivetät hier einzuflechten, und ergreife wieder den Faden meiner Geständnisse, die alle auf den geistigen Prozeſs Bezug haben, den ich später durchmachen muſste.

Aus den frühesten Anfängen erklären sich die spätesten Erscheinungen. Es ist gewiſs bedeutsam, daſs mir bereits in meinem dreizehnten Lebensjahr alle Systeme der freien Denker vorgetragen wurden, und zwar durch einen ehrwürdigen Geistlichen, der seine sacerdotalen Amtspflichten nicht im Geringsten vernachlässigte, so daſs ich hier frühe sah, wie ohne

Heuchelei Religion und Zweifel ruhig neben einander gingen, woraus nicht bloß in mir der Unglauben sondern auch die toleranteste Gleichgültigkeit entstand.

Ort und Zeit sind auch wichtige Momente: ich bin geboren zu Ende des skeptischen achtzehnten Jahrhunderts und in einer Stadt, wo zur Zeit meiner Kindheit nicht bloß die Franzosen sondern auch der französische Geist herrschte.

Die Franzosen, die ich kennen lernte, machten mich, ich muss es gestehen, mit Büchern bekannt die sehr unsauber und mir ein Vorurtheil gegen die ganze französische Literatur einflößten.

Ich habe sie auch später nie so sehr geliebt, wie sie es verdient, und am ungerechtesten blieb ich gegen die französische Poesie, die mir von Jugend an fatal war.

Daran ist wohl zunächst der vermaledeite Abbé Daunoi Schuld, der im Lyzeum zu Düsseldorf die französische Sprache docierte und mich durchaus zwingen wollte französische Verse zu machen. Wenig fehlte, und er hätte mir nicht bloß die französische sondern die Poesie überhaupt verleidet.

Der Abbé Daunoi, ein emigrirter Priester, war ein ältliches Männchen mit den beweglichsten Gesichtsmuskeln und mit einer braunen Perüque, die so oft er in Zorn gerieth eine sehr schiefe Stellung annahm.

Er hatte mehrere französische Grammatiken sowie auch Chrestomathien, worin Auszüge deutscher und französischer Klassiker, zum Übersetzen, für seine verschiedenen Klassen geschrieben; für die oberste veröffentlichte er auch eine Art oratoire und eine Art poëtique, zwei Büchlein, wovon das erstere Beredsamkeitsrezepte aus Quintilian enthielt, angewendet auf Beispiele von Predigten Fléchiers, Massillions, Bourdaloues und Bossuets, welche mich nicht allzu sehr langweilten. —

Aber gar das andere Buch, das die Definizionen von der Poesie: l'art de peindre par les images, den faden Abhub der alten Schule von Batteux, auch die französische Prosodie und überhaupt die ganze Metrik der Franzosen enthielt, welch ein schrecklicher Alp!

Ich kenne auch jetzt nichts abgeschmackteres als das metrische System der französischen Poesie, dieser art de peindre par les images, wie die

Franzosen dieselbe definieren, welcher verkehrte Begriff vielleicht dazu beiträgt, daſs sie immer in die malerische Paraphrase gerathen. . . .

Ihre Metrik hat gewiſs Prokrustes erfunden; sie ist eine wahre Zwangsjacke für Gedanken, die bei ihrer Zahmheit gewiſs nicht einer solchen bedürfen. Daſs die Schönheit eines Gedichtes in der Überwindung der metrischen Schwierigkeiten bestehe, ist ein lächerlicher Grundsatz, derselben närrischen Quelle entsprungen. Der französische Hexameter, dieses gereimte Rülpsen (hoquet), ist mir wahrhaft ein Abscheu. Die Franzosen haben diese widrige Unnatur, die weit sündhafter als die Greuel von Sodom und Gomorrha, immer selbst gefühlt, und ihre guten Schauspieler sind darauf angewiesen, die Verse so saccadirt zu sprechen, als wären sie Prosa — warum aber alsdann die überflüssige Mühe der Versifikazion?

So denk ich jetzt und so fühlt ich schon als Knabe, und man kann sich leicht vorstellen, daſs es zwischen mir und der alten braunen Perüque zu offnen Feindseligkeiten kommen muſste, als ich ihm erklärte, wie es mir rein unmöglich sey, französische Verse zu machen. Er sprach mir allen

Sinn für Poesie ab und nannte mich einen Barbaren des teutoburger Waldes.

Ich denke noch mit Entsetzen daran, daß ich aus der Chrestomatie des Professors die Anrede des Kaiphas an den Sanhedrin aus den Hexametern der Klopstock'schen Messiade in französische Alexandriner übersetzen sollte! Es war ein Raffinement von Grausamkeit, die alle Passionsqualen des Messias selbst übersteigt, und die selbst dieser nicht ruhig erduldet hätte. Gott verzeih, ich verwünschte die Welt und die fremden Unterdrücker, die uns ihre Metrik aufbürden wollten, und ich war nahe dran ein Franzosenfresser zu werden.

Ich hätte für Frankreich sterben können, aber französische Verse machen — nimmermehr!

Durch den Rektor und meine Mutter wurde der Zwist beigelegt. Letztere war überhaupt nicht damit zufrieden, daß ich Verse machen lernte, und seien es auch nur französische. Sie hatte nemlich damals die größte Angst, daß ich ein Dichter werden möchte; das wäre das Schlimmste, sagte sie immer, was mir passiren könne.

Die Begriffe, die man damals mit dem Namen Dichter verknüpfte, waren nemlich nicht sehr ehren-

haft, und ein Poet war ein zerlumpter, armer Teufel, der für ein paar Thaler ein Gelegenheitsgedicht verfertigt und am Ende im Hospital stirbt.

Meine Mutter aber hatte große, hochfliegende Dinge mit mir im Sinn; und alle Erziehungspläne zielten darauf hin. Sie spielte die Hauptrolle in meiner Entwickelungsgeschichte, sie machte die Programme aller meiner Studien, und schon vor meiner Geburt begannen ihre Erziehungspläne. Ich folgte gehorsam ihren ausgesprochenen Wünschen, jedoch gestehe ich, daß sie Schuld war an der Unfruchtbarkeit meiner meisten Versuche und Bestrebungen in bürgerlichen Stellen, da dieselben niemals meinem Naturell entsprachen. Letzteres, weit mehr als die Weltbegebenheiten, bestimmte meine Zukunft.

In uns selbst liegen die Sterne unseres Glücks.

Zuerst war es die Pracht des Kaiserreichs, die meine Mutter blendete, und da die Tochter eines Eisenfabrikanten unserer Gegend, die mit meiner Mutter sehr befreundet war, eine Herzogin geworden und ihr gemeldet hatte, daß ihr Mann sehr viele Schlachten gewonnen und bald auch zum

König avanciren würde, — ach da träumte meine Mutter für mich die goldensten Epauletten oder die brodirtesten Ehrenchargen am Hofe des Kaisers, dessen Dienst sie mich ganz zu widmen beabsichtigte.

Deshalb mußte ich jetzt vorzugsweise diejenigen Studien betreiben, die einer solchen Laufbahn förderlich, und obgleich im Lyzeum schon hinlänglich für mathematische Wissenschaften gesorgt war, und ich bei dem liebenswürdigen Professor Brewer vollauf mit Geometrie, Statik, Hydrostatik, Hydraulik und so weiter gefüttert ward und in Logarithmen und Algebra schwamm, so mußte ich doch noch Privatunterricht in dergleichen Disziplinen nehmen, die mich in Stand setzen sollten, ein großer Strategiker oder nöthigenfalls der Administrator von eroberten Provinzen zu werden.

Mit dem Fall des Kaiserreichs mußte auch meine Mutter der prachtvollen Laufbahn, die sie für mich geträumt, entsagen; die dahin zielenden Studien nahmen ein Ende, und sonderbar! sie ließen auch keine Spur in meinem Geiste zurück, so sehr waren sie demselben fremd. Es war nur eine mechanische Errungenschaft, die ich von mir warf als unnützen Plunder.

Meine Mutter begann jetzt in anderer Richtung eine glänzende Zukunft für mich zu träumen.

Das Rothschildsche Haus, mit dessen Chef mein Vater vertraut war, hatte zu jener Zeit seinen fabelhaften Flor bereits begonnen; auch andere Fürsten der Bank und der Industrie hatten in unserer Nähe sich erhoben, und meine Mutter behauptete, es habe jetzt die Stunde geschlagen, wo ein bedeutender Kopf im merkantilischen Fache das Ungeheuerlichste erreichen und sich zum höchsten Gipfel der weltlichen Macht emporschwingen könne. Sie beschloss daher jetzt, dass ich eine Geldmacht werden sollte, und jetzt musste ich fremde Sprachen, besonders Englisch, Geographie, Buchhalten, kurz alle auf den Land- und Seehandel und Gewerbskunde bezüglichen Wissenschaften studieren.

Um etwas vom Wechselgeschäft und von Kolonialwaaren kennen zu lernen, musste ich später das Comptoir eines Banquiers meines Vaters und die Gewölbe eines großen Spezereyhändlers besuchen; erstere Besuche dauerten höchstens drei Wochen, letztere vier Wochen, doch ich lernte bei dieser Gelegenheit, wie man einen Wechsel ausstellt und wie Muskatnüsse aussehen.

Ein berühmter Kaufmann, bei welchem ich ein apprenti millionaire werden wollte, meinte, ich hätte kein Talent zum Erwerb, und lachend gestand ich ihm, dass er wohl Recht haben möchte.

Da bald darauf eine große Handelskrisis entstand und wie viele unserer Freunde auch mein Vater sein Vermögen verlor, da platzte die merkantilische Seifenblase noch schneller und kläglicher als die imperiale, und meine Mutter musste nun wohl eine andere Laufbahn für mich träumen.

Sie meinte jetzt, ich müsse durchaus Jurisprudenz studieren.

Sie hatte nemlich bemerkt, wie längst in England, aber auch in Frankreich und im konstituzionellen Deutschland der Juristenstand allmächtig sei, und besonders die Advokaten durch die Gewohnheit des öffentlichen Vortrags die schwatzenden Hauptrollen spielen und dadurch zu den höchsten Staatsämtern gelangen. Meine Mutter hatte ganz richtig beobachtet.

Da eben die neue Universität Bonn errichtet worden, wo die juristische Fakultät von den berühmtesten Professoren besetzt war, schickte mich meine Mutter unverzüglich nach Bonn, wo ich

bald zu den Füßen Mackeldeys und Welkers saß und die Manna ihres Wissens einschlürfte.

Von den sieben Jahren, die ich auf deutschen Universitäten zubrachte, vergeudete ich drei schöne blühende Lebensjahre durch das Studium der römischen Kasuistik, der Jurisprudenz, dieser illiberalsten Wissenschaft.

Welch ein fürchterliches Buch ist das Korpus Juris, die Bibel des Egoismus!

Wie die Römer selbst blieb mir immer verhaßt ihr Rechtskodex. Diese Räuber wollten ihren Raub sicher stellen, und was sie mit dem Schwerte erbeutet, suchten sie durch Gesetze zu schützen; deshalb war der Römer zu gleicher Zeit Soldat und Advokat und es entstand eine Mischung der widerwärtigsten Art.

Wahrhaftig jenen römischen Dieben verdanken wir die Theorie des Eigenthums, das vorher nur als Thatsache bestand, und die Ausbildung dieser Lehre in ihren schnödesten Konsequenzen ist jenes gepriesene römische Recht, das allen unseren heutigen Legislazionen, ja allen modernen Staatsinstituten zu Grunde liegt, obgleich es im grellsten

Widerspruch mit der Religion, der Moral, dem Menschengefühl und der Vernunft steht.*)

Ich brachte jenes gottverfluchte Studium zu Ende, aber ich konnte mich nimmer entschließen, von solcher Errungenschaft Gebrauch zu machen, und vielleicht auch weil ich fühlte, dass Andere mich in der Advokasserie und Rabulisterei leicht überflügeln würden, hing ich meinen juristischen Doktorhut an den Nagel.

Meine Mutter machte eine noch ernstere Miene als gewöhnlich. Aber ich war ein sehr erwachsener Mensch geworden, der in dem Alter stand, wo er der mütterlichen Obhut entbehren muss.

Die gute Frau war ebenfalls älter geworden, und indem sie nach so manchem Fiasko die Oberleitung meines Lebens aufgab, bereute sie, wie wir oben gesehen,**) dass sie mich nicht dem geistlichen Stande gewidmet.

---

*) Man vergleiche hiermit eine zum Theil wörtlich gleichlautende Stelle der „Geständnisse" (Band, XIV S. 307), welche im Winter 1853/54 geschrieben worden.

**) Muss in den von Maximilian Heine vernichteten Anfangsblättern gestanden haben. (Vgl. die schöne Stelle in Band XIV S. 321.)

Sie ist jetzt eine Matrone von 87 Jahren*) und ihr Geist hat durch das Alter nicht gelitten. Über meine wirkliche Denkart hat sie sich nie eine Herrschaft angemaßt und war für mich immer die Schonung und Liebe selbst.

Ihr Glauben war ein strenger Deismus, der ihrer vorwaltenden Vernunftrichtung ganz angemessen. Sie war eine Schülerin Rousseau's, hatte dessen „Emile" gelesen, säugte selbst ihre Kinder, und Erziehungswesen war ihr Steckenpferd. Sie selbst hatte eine gelehrte Erziehung genossen und war die Studiengefährtin eines Bruders gewesen, der ein ausgezeichneter Arzt ward, aber früh starb. Schon als ganz junges Mädchen mußte sie ihrem Vater die lateinischen Dissertazionen und sonstige

*) Dies muß unter allen Umständen auf einem Schreibfehler oder auf einem Irrthum über das wirkliche Alter seiner Mutter beruhen, denn Heine's Mutter, Betty Heine, ist geboren am 27. November 1771; sie war also erst im Jahre 1858 87 Jahre alt, während Heine schon 1856 gestorben. Die lange Trennung vom mütterlichen Hause — er war zuletzt im Jahre 1844 in Hamburg gewesen — erklärt seine Unkenntnis des richtigen Alters seiner Mutter. Gestorben ist diese 1859, drei Jahre nach dem Tode ihres großen Sohnes.

gelehrte Schriften vorlesen, wobei sie oft den Alten durch ihre Fragen in Erstaunen setzte.

Ihre Vernunft und ihre Empfindung war die Gesundheit selbst, und nicht von ihr erbte ich den Sinn für das Phantastische und die Romantik. Sie hatte, wie ich schon erwähnt, eine Angst vor Poesie, entriß mir jeden Roman, den sie in meinen Händen fand, erlaubte mir keinen Besuch des Schauspiels, versagte mir alle Theilnahme an Volksspielen, überwachte meinen Umgang, schalt die Mägde, welche in meiner Gegenwart Gespenstergeschichten erzählten, kurz, sie that alles Mögliche, um Aberglauben und Poesie von mir zu entfernen.

Sie war sparsam, aber nur in Bezug auf ihre eigene Person; für das Vergnügen Andrer konnte sie verschwenderisch seyn, und da sie das Geld nicht liebte sondern nur schätzte, schenkte sie mit leichter Hand und setzte mich oft durch ihre Wohlthätigkeit und Freigebigkeit in Erstaunen.

Welche Aufopferung bewies sie dem Sohne, dem sie in schwieriger Zeit nicht bloß das Programm seiner Studien, sondern auch die Mittel dazu lieferte! Als ich die Universität bezog, waren die Geschäfte meines Vaters in sehr traurigem Zustand, und meine

Mutter verkaufte ihren Schmuck, Halsband und Ohrringe von großem Werthe, um mir das Auskommen für die vier ersten Universitätsjahre zu sichern.

Ich war übrigens nicht der erste in unserer Familie, der auf der Universität Edelsteine aufgegessen und Perlen verschluckt hatte. Der Vater meiner Mutter, wie diese mir einst erzählte, erprobte dasselbe Kunststück. Die Juwelen, welche das Gebetbuch seiner verstorbenen Mutter verzierten, mußten die Kosten seines Aufenthalts auf der Universität bestreiten, als sein Vater, der alte Lazarus de Geldern*), durch einen Successionsprozeß mit einer verheiratheten Schwester in große Armuth gerathen war, er, der von seinem Vater ein Vermögen geerbt hatte, von dessen Größe mir eine alte Großmuhme so viel Wunderdinge erzählte.

Das klang dem Knaben immer wie Märchen von Tausend und einer Nacht, wenn die Alte von den großen Palästen und den persischen Tapeten

*) In diesen Aufzeichnungen giebt Heine insofern der Wahrheit die Ehre, als er seinen mütterlichen Ahnen kein „von“, sondern nur ein deutbares und dehnbares „de“ verleiht; dagegen hat er in der Überschrift des schönen Gedichtes an seine Mutter (Werke XV, S. 77) diese „geborne von Geldern“ genannt.

und dem massiven Gold- und Silbergeschirr erzählte, die der gute Mann, der am Hofe des Kurfürsten*) und der Kurfürstin so viel Ehren genoss, so kläglich einbüßte. Sein Haus in der Stadt war das große Hotel in der Rheinstraße; das jetzige Krankenhaus in der Neustadt gehörte ihm ebenfalls, sowie ein Schloss bei Gravenberg, und am Ende hatte er kaum, wo er sein Haupt hinlegen konnte.

Eine Geschichte, die ein Seitenstück zu der obigen bildet, will ich hier einweben, da sie die verunglimpfte Mutter eines meiner Kollegen in der öffentlichen Meinung rehabilitieren dürfte. Ich las nemlich einmal in der Biographie des armen Dietrich Grabbe, dass das Laster des Trunks, woran derselbe zu Grunde gegangen, ihm durch seine eigene Mutter frühe eingepflanzt worden sei, indem sie dem Knaben, ja dem Kinde Brantewein zu trinken gegeben habe. Diese Anklage, die der Herausgeber der Biographie aus dem Munde feindseliger Verwandter erfahren, scheint grundfalsch, wenn ich mich der Worte erinnere, womit

*) Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, der Begründer der Malerakademie in Düsseldorf.

der selige Grabbe mehrmals von seiner Mutter sprach, die ihn oft gegen „dat Suppen" mit den nachdrücklichsten Worten verwarnte.

Sie war eine rohe Dame, die Frau eines Gefängniswärters, und wenn sie ihren jungen Wolf-Dietrich karessirte, mag sie ihn wohl manchmal mit den Tatzen einer Wölfin auch ein bischen gekratzt haben. Aber sie hatte doch ein ächtes Mutterherz und bewährte solches, als ihr Sohn nach Berlin reiste, um dort zu studieren.

Beim Abschied, erzählte mir Grabbe, drückte sie ihm ein Paquet in die Hand, worin, weich umwickelt mit Baumwolle, sich ein halb Dutzend silberne Löffel nebst sechs dito kleinen Kaffelöffeln und ein großer dito Potagelöffel befand, ein stolzer Hausschatz, dessen die Frauen aus dem Volke sich nie ohne Herzbluten entäußern, da sie gleichsam eine silberne Dekorazion sind, wodurch sie sich von dem gewöhnlichen zinnernen Pöbel zu unterscheiden glauben. Als ich Grabbe kennen lernte, hatte er bereits den Potagelöffel, den Goliath, wie er ihn nannte, aufgezehrt. Befragte ich ihn manchmal, wie es ihm gehe, antwortete er mit bewölkter Stirn lakonisch: ich bin an meinem dritten Löffel, oder

ich bin an meinem vierten Löffel. Die Großen gehen dahin, seufzte er einst, und es wird sehr schmale Bissen geben, wenn die Kleinen, die Kaffe-löffelchen, an die Reihe kommen, und wenn diese dahin sind, gibts gar keine Bissen mehr.

Leider hatte er Recht und je weniger er zu essen hatte, desto mehr legte er sich aufs Trinken und ward ein Trunkenbold. Anfangs Elend und später häuslicher Gram trieben den Unglücklichen, im Rausche Erheiterung oder Vergessenheit zu suchen, und zuletzt mochte er wohl zur Flasche gegriffen haben, wie andere zur Pistole, um dem Jammerthum ein Ende zu machen. Glauben Sie mir, sagte mir einst ein naiver westphälischer Landsmann Grabbes, der konnte viel vertragen und wäre nicht gestorben weil er trank, sondern er trank weil er sterben wollte; er starb durch Selbsttrunk.

Obige Ehrenrettung einer Mutter ist gewiß nie am unrechten Platz; ich versäumte bis jetzt, sie zur Sprache zu bringen, da ich sie in einer Charakteristik Grabbes aufzeichnen wollte*); diese kam

---

*) Nach einer brieflichen Mittheilung an August Lewald hatte Heine sie 1837 begonnen. Es heißt in dem Briefe: „An den „Grabbe" habe ich bereits Hand gelegt,

nie zu Stande, und auch in meinem Buche „de l'Allemagne“ konnte ich Grabbes nur flüchtig erwähnen.

Obige Notiz ist mehr an den deutschen als an den französischen Leser gerichtet, und für letzteren will ich hier nur bemerken, daß besagter Dietrich Grabbe einer der größten deutschen Dichter war und von allen unseren dramatischen Dichtern wohl als derjenige genannt werden darf, der die meiste Verwandtschaft mit Shakespeare hat. Er mag weniger Saiten auf seiner Leyer haben als Andre, die dadurch ihn vielleicht überragen, aber die Saiten, die er besitzt, haben einen Klang, der nur bei dem großen Britten gefunden wird. Er hat dieselben Plötzlichkeiten, dieselben Naturlaute, womit uns Shakespeare erschreckt, erschüttert, entzückt.

Aber alle seine Vorzüge sind verdunkelt durch eine Geschmacklosigkeit, einen Cynismus und eine Ausgelassenheit, die das Tollste und Abscheulichste überbieten, das je ein Gehirn zu Tage gefördert. Es ist aber nicht Krankheit, etwa Fieber oder Blödsinn, was dergleichen hervorbrachte, sondern

---

aber ich will nicht weiter schreiben, ehe ich Duller's Biographie des Unglücklichen gelesen.“ (Werke XXI, S. 76.)

eine geistige Intoxikation des Genies. Wie Plato den Diogenes sehr treffend einen wahnsinnigen Sokrates nannte, so könnte man unsern Grabbe leider mit doppeltem Rechte einen betrunkenen Shakespeare nennen.

In seinen gedruckten Dramen sind jene Monstruositäten sehr gemildert, sie befanden sich aber grauenhaft grell in dem Manuskript seines „Gothland", einer Tragödie, die er einst, als er mir noch ganz unbekannt war, überreichte*) oder vielmehr vor die Füße schmiß mit den Worten: ich wollte wissen, was an mir sei, und da habe ich dieses Manuskript dem Professor Gubitz gebracht, der darüber den Kopf geschüttelt und um meiner los zu werden, mich an Sie verwies, der eben so tolle Grillen im Kopfe trüge wie ich und mich daher weit besser verstünde, — hier ist nun der Bulk!

Nach diesen Worten, ohne Antwort zu erwarten, trobdelte der närrische Kauz wieder fort, und da ich eben zu Frau von Varnhagen ging, nahm ich das Manuskript mit, um ihr die Primeur eines

---

*) Im Jahre 1822.

Dichters zu verschaffen; denn ich hatte an den wenigen Stellen, die ich las, schon gemerkt, daſs hier ein Dichter war.

Wir erkennen das poetische Wild schon am Geruch. Aber der Geruch war diesmal zu stark für weibliche Nerven, und spät, schon gegen Mitternacht, ließ mich Frau von Varnhagen rufen und beschwor mich um Gotteswillen, das entsetzliche Manuskript wieder zurückzunehmen, da sie nicht schlafen könne, solange sich dasselbe noch im Hause befände. Einen solchen Eindruck machten Grabbes Produktionen in ihrer ursprünglichen Gestalt.*)

Obige Abschweifung mag ihr Gegenstand selbst rechtfertigen.

Die Ehrenrettung einer Mutter ist überall an ihrem Platze, und der fühlende Leser wird die oben mitgetheilten Äußerungen Grabbes über die arme verunglimpfte Frau, die ihn zur Welt ge-

*) Ueber Grabbe's „Gothland" heißt es in Heine's „Gedanken und Einfällen" (Werke XIII, S. 341): „Zuweilen eine Reihe fürchterlicher und häſslicher Gedanken, wie ein Zug Galeerensklaven, jeder gebrandmarkt — der Dichter führt sie an der Kette in das Bagno der Poesie."

bracht, nicht als eine müßige Abschweifung betrachten.

Jetzt aber, nachdem ich mich einer Pflicht der Pietät gegen einen unglücklichen Dichter erledigt habe, will ich wieder zu meiner eigenen Mutter und ihrer Sippschaft zurückkehren, in weiterer Besprechung des Einflusses, der von dieser Seite auf meine geistige Bildung ausgeübt wurde.

Nach meiner Mutter beschäftigte sich mit letzterer ganz besonders ihr Bruder, mein Oheim Simon de Geldern. Er ist todt seit 20 Jahren. Er war ein Sonderling von unscheinbarem, ja sogar närrischem Äußeren. Eine kleine, gehäbige Figur, mit einem bläßlichen, strengen Gesichte, dessen Nase zwar griechisch gradlinigt, aber gewiß um ein Drittel länger war, als die Griechen ihre Nasen zu tragen pflegten.

In seiner Jugend, sagte man, sei diese Nase von gewöhnlicher Größe gewesen und nur durch die üble Gewohnheit, daß er sich beständig daran zupfte, soll sie sich so übergebührlich in die Länge gezogen haben. Fragten wir Kinder den Ohm, ob das wahr sey, so verwies er uns solche respekt-

widrige Rede mit großem Eifer und zupfte sich dann wieder an der Nase.

Er ging ganz altfränkisch gekleidet, trug kurze Beinkleider, weißseidene Strümpfe, Schnallenschuhe und nach der alten Mode einen ziemlich langen Zopf, der, wenn das kleine Männchen durch die Straßen trippelte, von einer Schulter zur andern flog, allerlei Kapriolen schnitt und sich über seinen eigenen Herrn hinter seinem Rücken zu mokieren schien.

Oft, wenn der gute Onkel in Gedanken vertieft saß oder die Zeitung las, überschlich mich das frevle Gelüste, heimlich sein Zöpfchen zu ergreifen und daran zu ziehen, als wäre es eine Hausklingel, worüber ebenfalls der Ohm sich sehr erboste, indem er jammernd die Hände rang über die junge Brut, die vor nichts mehr Respekt hat, weder durch menschliche noch durch göttliche Autorität mehr in Schranken zu halten und sich endlich an dem Heiligsten vergreifen werde.

War aber das Äußere des Mannes nicht geeignet, Respekt einzuflößen, so war sein Inneres, sein Herz desto respektabler, und es war das bravste und edelmüthigste Herz, das ich hier auf Erden

kennen lernte. Es war eine Ehrenhaftigkeit in dem Manne, die an den Rigorismus der Ehre in altspanischen Dramen erinnerte, und auch in der Treue glich er den Helden derselben. Er hatte nie Gelegenheit, der „Arzt seiner Ehre“ zu werden, doch ein „Standhafter Prinz“ war er in ebenso ritterlicher Größe, obgleich er nicht in vierfüßigen Trochäen deklamierte, gar nicht nach Todespalmen lechzte und statt des glänzenden Rittermantels ein scheinloses Röckchen mit Bachstelzenchwanz trug.

Er war durchaus kein sinnenfeindlicher Ascete, er liebte Kirmesfeste, die Weinstube des Gastwirths Rasia, wo er besonders gern Krammetsvögel aß mit Wachholderbeeren — aber alle Krammetsvögel dieser Welt und alle ihre Lebensgenüsse opferte er mit stolzer Entschiedenheit, wenn es die Idee galt, die er für wahr und gut erkannt. Und er that dieses mit solcher Anspruchlosigkeit, ja Verschämtheit, daß niemand merkte, wie eigentlich ein heimlicher Märtyrer in dieser spaßhaften Hülle steckte.

Nach weltlichen Begriffen war sein Leben ein verfehltes. Simon de Geldern hatte im Kollegium der Jesuiten seine sogenannten humanistischen

Studien, Humaniora, gemacht, doch als der Tod seiner Eltern ihm die völlig freie Wahl einer Lebenslaufbahn ließ, wählte er gar keine, verzichtete auf jedes sogenannte Brodstudium der ausländischen Universitäten und blieb lieber daheim zu Düsseldorf in der „Arche Noä", wie das kleine Haus hieß, welches ihm sein Vater hinterließ und über dessen Thüre das Bild der Arche Noä recht hübsch ausgemeißelt und bunt koloriert zu schauen war.

Von rastlosem Fleiße, überließ er sich hier allen seinen gelehrten Liebhabereien und Schnurrpfeifereien, seiner Bibliomanie und besonders seiner Wuth des Schriftstellerns, die er besonders in politischen Tagesblättern und obscuren Zeitschriften ausließ.

Nebenbei gesagt kostete ihm nicht bloß das Schreiben sondern auch das Denken die größte Anstrengung.

Entstand diese Schreibwuth vielleicht durch den Drang, gemeinnützig zu wirken? Er nahm Theil an allen Tagesfragen und das Lesen von Zeitungen und Broschüren trieb er bis zur Manie, aber nicht eigentlich wegen seiner Gelahrtheit, sondern weil sein Vater und sein Bruder Doktoren der Medizin

gewesen. Und die alten Weiber ließen es sich nicht ausreden, daß der Sohn des alten Doktors, der sie so oft kuriert, nicht auch die Heilmittel seines Vaters geerbt haben müsse, und wenn sie erkrankten, kamen sie zu ihm gelaufen mit ihren Urinflaschen, mit Weinen und Bitten, daß er dieselben doch besehen möchte, ihnen zu sagen, was ihnen fehle. Wenn der arme Oheim solcherweise in seinen Studien gestört wurde, konnte er in Zorn gerathen und die alten Trullen mit ihren Urinflaschen zum Teufel wünschen und davonjagen.

Dieser Oheim war es nun, der auf meine geistige Bildung großen Einfluß geübt und dem ich in solcher Beziehung unendlich viel zu verdanken habe. Wie sehr auch unsere Ansichten verschieden und so kümmerlich auch seine literärischen Bestrebungen waren, so regten sie doch vielleicht in mir die Lust zu schriftlichen Versuchen.

Der Ohm schrieb einen alten steifen Kanzleistyl, wie er in den Jesuitenschulen, wo Latein die Hauptsache, gelehrt wird, und konnte sich nicht leicht befreunden mit meiner Ausdrucksweise, die ihm zu leicht, zu spielend, zu irreverenziös vorkam. Aber sein Eifer, womit er mir die Hülfsmittel

des geistigen Fortschritts zuwies, war für mich von größtem Nutzen.

Er beschenkte schon den Knaben mit den schönsten, kostbarsten Werken; er stellte zu meiner Verfügung seine eigene Bibliothek, die an klassischen Büchern und wichtigen Tagesbroschüren so reich war, und er erlaubte mir sogar, auf dem Söller der Arche Noä in den Kisten herumzukramen, worin sich die alten Bücher und Skripturen des seligen Großvaters befanden.

Welche geheimnisvolle Wonne jauchzte im Herzen des Knaben, wenn er auf jenem Söller, der eigentlich eine große Dachstube war, ganze Tage verbringen konnte.

Es war nicht eben ein schöner Aufenthalt, und die einzige Bewohnerin desselben, eine dicke Angorakatze, hielt nicht sonderlich auf Sauberkeit und nur selten fegte sie mit ihrem Schweife ein bischen den Staub und das Spinnweb fort von dem alten Gerümpel, das dort aufgestapelt lag.

Aber mein Herz war so blühend jung, und die Sonne schien so heiter durch die kleine Lukarne, daß mir Alles von einem phantastischen Lichte übergossen schien und die alte Katze selbst mir wie

eine verwünschte Prinzessin vorkam, die wohl plötzlich aus ihrer thierischen Gestalt wieder befreit sich in der vorigen Schöne und Herrlichkeit zeigen dürfte, während die Dachkammer sich in einen prachtvollen Palast verwandeln würde, wie es in allen Zaubergeschichten zu geschehen pflegt.

Doch die alte gute Märchenzeit ist verschwunden, die Katzen bleiben Katzen, und die Dachstube der Arche Noä blieb eine staubige Rumpelkammer, ein Hospital für inkurablen Hausrath, eine Salpetrière*) für alte Möbel, die den äußersten Grad der Dekrepitüde erlangt und die man doch nicht vor die Thüre schmeißen darf, aus sentimentaler Anhänglichkeit und Berücksichtigung der frommen Erinnerungen, die sich damit verknüpften.

Da stand eine morsch zerbrochene Wiege, worin einst meine Mutter gewiegt worden; jetzt lag darin die Staatsperücke meines Großvaters, die ganz vermodert war und vor Alter kindisch geworden zu sein schien.

Der verrostete Galanteriedegen des Großvaters

---

*) Name eines Krankenhauses in Paris.

und eine Feuerzange, die nur einen Arm hatte, und anderes invalides Eisengeschirr hing an der Wand. Daneben auf einem wackligen Brette stand der ausgestopfte Papagei der seligen Großmutter, der jetzt ganz entfiedert und nicht mehr grün sondern aschgrau war und mit dem einzigen Glasauge, das ihm geblieben, sehr unheimlich aussah.

Hier stand auch ein großer, grüner Mops von Porzellan, welcher inwendig hohl war; ein Stück des Hintertheils war abgebrochen, und die Katze schien für dieses chinesische oder japanische Kunstbild einen großen Respekt zu hegen; sie machte vor demselben allerlei devote Katzenbuckel und hielt es vielleicht für ein göttliches Wesen; die Katzen sind so abergläubisch.

In einem Winkel lag eine alte Flöte, welche einst meiner Mutter gehört; sie spielte darauf, als sie noch ein junges Mädchen war, und eben jene Dachkammer wählte sie zu ihrem Konzertsaale, damit der alte Herr, ihr Vater, nicht von der Musik in seiner Arbeit gestört oder auch ob dem sentimentalen Zeitverlust, dessen sich seine Tochter schuldig machte, unwirsch würde. Die Katze hatte

jetzt diese Flöte zu ihrem liebsten Spielzeug erwählt, indem sie an dem verblichenen Rosaband, das an der Flöte befestigt war, dieselbe hin und her auf dem Boden rollte.

Zu den Antiquitäten der Dachkammer gehörten auch Weltkugeln, die wunderlichsten Planetenbilder und Kolben und Retorten, erinnernd an astrologische und alchimistische Studien.

In den Kisten, unter den Büchern des Großvaters befanden sich auch viele Schriften, die auf solche Geheimwissenschaften Bezug hatten. Die meisten Bücher waren freilich medizinische Scharteken. An philosophischen war kein Mangel, doch neben dem erzvernünftigen Cartesius befanden sich auch Phantasten wie Paracelsus, van Helmont und gar Agrippa von Nettesheim, dessen „Philosophia occulta“ ich hier zum ersten Mal zu Gesicht bekam. Schon den Knaben amüsierte die Dedikazionsepistel an den Abt Trithem, dessen Antwortschreiben beigedruckt, wo dieser Compère dem andern Charlatan seine bombastischen Komplimente mit Zinsen zurückerstattet.

Der beste und kostbarste Fund jedoch, den ich in den bestäubten Kisten machte, war ein Notizen-

buch von der Hand eines Bruders meines Großvaters, den man den Chevalier oder den Morgenländer nannte, und von welchem die alten Muhmen immer so viel zu singen und zu sagen wußten.

Dieser Großoheim, welcher ebenfalls Simon de Geldern hieß, muß ein sonderbarer Heiliger gewesen seyn. Den Zunamen der „Morgenländer" empfing er, weil er große Reisen im Oriente gemacht und sich bei seiner Rückkehr immer in orientalische Tracht kleidete.

Am längsten scheint er in den Küstenstädten Nordafrikas, namentlich in den marokkanischen Staaten verweilt zu haben, wo er von einem Portugiesen das Handwerk eines Waffenschmieds erlernte und dasselbe mit Glück betrieb.

Er wallfahrtete nach Jerusalem, wo er in der Verzückung des Gebetes, auf dem Berge Moria, ein Gesicht hatte. Was sah er? Er offenbarte es nie.

Ein unabhängiger Beduinenstamm, der sich nicht zum Islam sondern zu einer Art Mosaismus bekannte und in einer der unbekannten Oasen der nordafrikanischen Sandwüste gleichsam sein Absteigequartier hatte, wählte ihn zu seinem Anführer

oder Scheik. Dieses kriegerische Völkchen lebte in Fehde mit allen Nachbarstämmen und war der Schrecken der Karawanen. Europäisch zu reden: mein seliger Großoheim, der fromme Visionär vom heiligen Berge Moria, ward Räuberhauptmann. In dieser schönen Gegend erwarb er auch jene Kenntnisse von Pferdezucht und jene Reiterkünste, womit er nach seiner Heimkehr ins Abendland so viele Bewunderung erregte.

An den verschiedenen Höfen, wo er sich lange aufhielt, glänzte er auch durch seine persönliche Schönheit und Stattlichkeit, sowie auch durch die Pracht der orientalischen Kleidung, welche besonders auf die Frauen ihren Zauber übte. Er imponierte wohl noch am meisten durch sein vorgebliches Geheimwissen, und niemand wagte es, den allmächtigen Nekromanten bei seinen hohen Gönnern herabzusetzen. Der Geist der Intrigue fürchtete die Geister der Kabala.

Nur sein eigener Übermuth konnte ihn ins Verderben stürzen, und sonderbar geheimnisvoll schüttelten die alten Muhmen ihre greisen Köpflein, wenn sie etwas von dem galanten Verhältnis munkelten, worin der „Morgenländer“ mit einer

sehr erlauchten Dame stand, und dessen Entdeckung ihn nöthigte, aufs schleunigste den Hof und das Land zu verlassen. Nur durch die Flucht mit Hinterlassung aller seiner Habseligkeiten konnte er dem sichern Tode entgehen, und eben seiner erprobten Reiterkunst verdankte er seine Rettung.

Nach diesem Abenteuer scheint er in England einen sichern aber kümmerlichen Zufluchtsort gefunden zu haben. Ich schließe solches aus einer zu London gedruckten Broschüre des Großoheims, welche ich einst, als ich in der Düsseldorfer Bibliothek bis zu den höchsten Bücherbrettern kletterte, zufällig entdeckte. Es war ein Oratorium in französischen Versen, betitelt „Moses auf dem Horeb", hatte vielleicht Bezug auf die erwähnte Vision, die Vorrede war aber in englischer Sprache geschrieben und von London datirt; die Verse, wie alle französische Verse, gereimtes lauwarmes Wasser, aber in der englischen Prosa der Vorrede verrieth sich der Unmuth eines stolzen Mannes, der sich in einer dürftigen Lage befindet.

Aus dem Notizenbuch des Großoheims konnte ich nicht viel sicheres ermitteln; es war, vielleicht aus Vorsicht, meistens mit arabischen, syrischen

und koptischen Buchstaben geschrieben, worin sonderbar genug französische Citate vorkamen, z. B. sehr oft der Vers:

Où l'innocence périt c'est un crime de vivre.*)

Mich frappierten auch manche Äußerungen, die ebenfalls in französischer Sprache geschrieben; letztere scheint das gewöhnliche Idiom des Schreibenden gewesen zu sein.

Eine räthselhafte Erscheinung, schwer zu begreifen, war dieser Großoheim. Er führte eine jener wunderlichen Existenzen, die nur im Anfang und in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts möglich gewesen; er war halb Schwärmer, der für kosmopolitische, weltbeglückende Utopien Propaganda machte, halb Glücksritter, der im Gefühl seiner individuellen Kraft die morschen Schranken einer morschen Gesellschaft durchbricht oder überspringt. Jedenfalls war er ganz ein Mensch.

Sein Charlatanismus, den wir nicht in Abrede stellen, war nicht von gemeiner Sorte. Er war kein gewöhnlicher Charlatan, der den Bauern

*) In dieser Form kein richtiger Vers; Heine, der aus dem Gedächtnis citiert, hat dem Alexandriner einen Fuß zu viel gegeben.

auf den Märkten die Zähne ausreißt, sondern er drang muthig in die Paläste der Großen, denen er den stärksten Backzahn ausriss, wie weiland Ritter Hüon von Bourdeaux dem Sultan von Babilon that. Klappern gehört zum Handwerk, sagt das Sprichwort, und das Leben ist ein Handwerk wie jedes andre.

Und welcher bedeutende Mensch ist nicht ein bischen Charlatan? Die Charlatane der Bescheidenheit sind die Schlimmsten mit ihrem demüthig thuenden Dünkel! Wer gar auf die Menge wirken will, bedarf einer charlatanischen Zuthat.

Der Zweck heiligt die Mittel. Hat doch der liebe Gott selbst, als er auf dem Berg Sinai sein Gesetz promulgierte, nicht verschmäht, bei dieser Gelegenheit tüchtig zu blitzen und zu donnern, obgleich das Gesetz so vortrefflich, so göttlich gut war, dass es füglich aller Zuthat von leuchtendem Kolophonium und donnernden Paukenschlägen entbehren konnte. Aber der Herr kannte sein Publikum, das mit seinen Ochsen und Schafen und aufgesperrten Mäulern unten am Berge stand und welchem gewiss ein physikalisches Kunststück

mehr Bewunderung einflößen konnte, als alle Mirakel des ewigen Gedankens.

Wie dem auch sei, dieser Großohm hat die Einbildungskraft des Knaben außerordentlich beschäftigt. Alles, was man von ihm erzählte, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mein junges Gemüth, und ich versenkte mich so tief in seine Irrfahrten und Schicksale, dass mich manchmal am hellen, lichten Tage ein unheimliches Gefühl ergriff und es mir vorkam, als sei ich selbst mein seliger Großoheim und als lebte ich nur eine Fortsetzung des Lebens jenes längst Verstorbenen!

In der Nacht spiegelte sich dasselbe retrospektiv zurück in meine Träume. Mein Leben glich damals einem großen Journal, wo die obere Abtheilung die Gegenwart, den Tag mit seinen Tagesberichten und Tagesdebatten enthielt, während in der unteren Abtheilung die poetische Vergangenheit in fortlaufenden Nachtträumen wie eine Reihenfolge von Romanfeuilletons sich phantastisch kund gab.

In diesen Träumen identifizierte ich mich gänzlich mit meinem Großohm und mit Grauen fühlte ich zugleich, dass ich ein anderer war und einer anderen Zeit angehörte. Da gab es Örtlichkeiten,

die ich nie vorher gesehen, da gab es Verhältnisse, wovon ich früher keine Ahnung hatte, und doch wandelte ich dort mit sicherem Fuß und sicherem Verhalten.

Da begegneten mir Menschen in brennend bunten, sonderbaren Trachten und mit abenteuerlich wüsten Physiognomien, denen ich dennoch wie alten Bekannten die Hände drückte; ihre wildfremde, nie gehörte Sprache verstand ich, zu meiner Verwunderung antwortete ich ihnen sogar in derselben Sprache, während ich mit einer Heftigkeit gestikulierte, die mir nie eigen war, und während ich sogar Dinge sagte, die mit meiner gewöhnlichen Denkweise widerwärtig kontrastierten.

Dieser wunderliche Zustand dauerte wohl ein Jahr, und obgleich ich wieder ganz zur Einheit des Selbstbewußtseyns kam, blieben doch geheime Spuren in meiner Seele. Manche Idiosynkrasie, manche fatale Sympathien und Antipathien, die gar nicht zu meinem Naturell passen, ja sogar manche Handlungen, die im Widerspruch mit meiner Denkweise sind, erkläre ich mir als Nachwirkungen aus jener Traumzeit, wo ich mein eigener Großoheim war.

Wenn ich Fehler begehe, deren Entstehung mir unbegreiflich erscheint, schiebe ich sie gern auf Rechnung meines morgenländischen Doppelgängers. Als ich einst meinem Vater eine solche Hypothese mittheilte, um ein kleines Versehen zu beschönigen, bemerkte er schalkhaft: er hoffe, daſs mein Groß-oheim keine Wechsel unterschrieben habe, die mir einst zur Bezahlung präsentiert werden könnten.

Es sind mir keine solche orientalischen Wechsel vorgezeigt worden, und ich habe genug Nöthe mit meinen eigenen occidentalischen Wechseln gehabt.

Aber es giebt gewiſs noch schlimmere Schulden als Geldschulden, welche uns die Vorfahren zur Tilgung hinterlassen. Jede Generazion ist eine Fortsetzung der andern und ist verantwortlich für ihre Thaten. Die Schrift sagt: die Väter haben Härlinge (unreife Trauben) gegessen und die Enkel haben davon schmerzhaft taube Zähne bekommen.

Es herrscht eine Solidarität der Generazionen, die auf einander folgen, ja die Völker, die hinter einander in die Arena treten, übernehmen eine solche Solidarität und die ganze Menschheit liquidirt am Ende die große Hinterlassenschaft der Vergangenheit. Im Thale Josaphat wird das

große Schuldbuch vernichtet werden oder vielleicht vorher noch durch einen Universalbankrott.

Der Gesetzgeber der Juden hat diese Solidarität tief erkannt und besonders in seinem Erbrecht sankzioniert; für ihn gab es vielleicht keine individuelle Fortdauer nach dem Tode, und er glaubte nur an die Unsterblichkeit der Familie; alle Güter waren Familieneigenthum, und niemand konnte sie so vollständig alieniren, daſs sie nicht zu einer gewissen Zeit an die Familienglieder zurückfielen.

Einen schroffen Gegensatz zu jener menschenfreundlichen Idee des Mosaischen Gesetzes bildet das römische, welches ebenfalls im Erbrechte den Egoismus des römischen Charakters bekundet.*)

Ich will hierüber keine Untersuchungen eröffnen, und meine persönlichen Bekenntnisse verfolgend will ich vielmehr die Gelegenheit benutzen, die sich mir

---

*) Der vorstehende Absatz sowie eine Bemerkung über das römische Recht (auf Seite 97) findet sich weitläufiger ausgeführt in einer Stelle der fast um dieselbe Zeit wie diese Memoiren niedergeschriebenen „Geständnisse" (vgl. Werke Band XIV, S. 306).

Vgl. außerdem den I. Anhang dieses Bandes, welcher die obige Stelle in der Fassung der ersten Memoiren enthält.

hier bietet, wieder durch ein Beispiel zu zeigen, wie die harmlosesten Thatsachen zuweilen zu den böswilligsten Insinuazionen von meinen Feinden benutzt worden. Letztere wollen nemlich die Entdeckung gemacht haben, dass ich bei biographischen Mittheilungen sehr viel von meiner mütterlichen Familie, aber gar nichts von meinen väterlichen Sippen und Magen*) spräche, und sie bezeichneten

*) Ein Lieblingswort Heine's in Bezug auf seine Verwandtschaft. Es findet sich an mehreren Stellen dieser Memoiren, doch hat er es oft wieder durchgestrichen. Meist hat er es in wegwerfendem Sinne angewandt, so in dem Sonett („Nachlassgedichte", Band XVIII):

„Sie küssten mich mit ihren falschen Lippen,
Sie haben mir credenzt den Saft der Reben,
Und haben mich dabei mit Gift vergeben —
Das thaten mir die Magen und die Sippen.

Es schmilzt das Fleisch von meinen armen Rippen,
Ich kann mich nicht vom Siechbett mehr erheben,
Arglistig stahlen sie mein junges Leben —
Das thaten mir die Magen und die Sippen.

Ich bin ein Christ — wie es im Kirchenbuche
Bescheinigt steht — deshalb, bevor ich sterbe,
Will ich euch fromm und brüderlich verzeihen.

Es wird mir sauer — ach! mit einem Fluche
Möcht' ich weit lieber euch vermaledeien:
Dass euch der Herr verdamme und verderbe!"

solches als ein absichtliches Hervorheben und Verschweigen und beschuldigten mich derselben eiteln Hintergedanken, die man auch meinem seligen Kollegen Wolfgang Goethe vorwarf.

Es ist freilich wahr, daſs in dessen Memoiren sehr oft von dem Groſsvater von väterlicher Seite, welcher als gestrenger Herr Schultheiß auf dem Römer zu Frankfurt präsidierte, mit besonderem Behagen die Rede ist, während der Groſsvater von mütterlicher Seite, der als ehrsames Flickschneiderlein auf der Bockenheimer Gasse auf dem Werktische hockte und die alten Hosen der Republik ausbesserte, mit keinem Worte erwähnt wird.

Ich habe Goethen in Betreff dieses Ignorierens nicht zu vertreten, doch was mich selbst betrifft, möchte ich jene böswilligen und oft ausgebeuteten Interpretazionen und Insinuazionen dahin berichtigen, daſs es nicht meine Schuld ist, wenn in meinen Schriften von einem väterlichen Groſsvater nie gesprochen ward. Die Ursache ist ganz einfach: ich habe nie viel von ihm zu sagen gewuſst. Mein seliger Vater war als ganz fremder Mann nach meiner Geburtsstadt Düsseldorf gekommen und besaß hier keine Anverwandten, keine jener alten

Muhmen und Basen, welche die weiblichen Barden sind, die der jungen Brut tagtäglich die alten Familienlegenden mit epischer Monotonie vorsingen, während sie die bei den schottischen Barden obligate Dudelsackbegleitung durch das Schnarren ihrer Nasen ersetzen. Nur über die großen Kämpen des mütterlichen Clans konnte von dieser Seite mein junges Gemüth frühe Eindrücke empfangen, und ich horchte mit Andacht, wenn die alte Bräunle oder Brunhildis erzählte.

Mein Vater selbst war sehr einsilbiger Natur, sprach nicht gern, und einst als kleines Bübchen, zur Zeit, wo ich die Werkeltage in der öden Franziskaner-Klosterschule, jedoch die Sonntage zu Hause zubrachte, nahm ich hier eine Gelegenheit wahr, meinen Vater zu befragen, wer mein Großvater gewesen sei. Auf diese Frage antwortete er halb lachend, halb unwirsch: „Dein Großvater war ein kleiner Jude und hatte einen großen Bart.“ *)

Den andern Tag, als ich in den Schulsaal trat, wo ich bereits meine kleinen Kameraden versammelt

*) Dieser Großvater hieß Heymann Heine und ist in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gestorben.

fand, beeilte ich mich sogleich ihnen die wichtige Neuigkeit zu erzählen: daſs mein Groſsvater ein kleiner Jude war, welcher einen langen Bart hatte.

Kaum hatte ich diese Mittheilung gemacht, als sie von Mund zu Mund flog, in allen Tonarten wiederholt ward, mit Begleitung von nachgeäfften Thierstimmen. Die Kleinen sprangen über Tische und Bänke, rissen von den Wänden die Rechentafeln, welche auf den Boden purzelten nebst den Tintenfässern, und dabei wurde gelacht, gemeckert, gegrunzt, gebellt, gekräht — ein Höllenspektakel, dessen Refrain immer der Groſsvater war, der ein kleiner Jude gewesen und einen groſsen Bart hatte

Der Lehrer, welchem die Klasse gehörte, vernahm den Lärm und trat mit zornglühendem Gesichte in den Saal und fragte gleich nach dem Urheber dieses Unfugs. Wie immer in solchen Fällen geschieht: ein jeder suchte kleinlaut sich zu diskulpieren, und am Ende der Untersuchung ergab es sich, daſs ich Ärmster überwiesen ward, durch meine Mittheilung über meinen Groſsvater den ganzen Lärm veranlaſst zu haben, und ich büſste meine Schuld durch eine bedeutende Anzahl Prügel.

Es waren die ersten Prügel, die ich auf dieser

Erde empfing, und ich machte bei dieser Gelegenheit schon die philosophische Betrachtung, daſs der liebe Gott, der die Prügel erschaffen, in seiner gütigen Weisheit auch dafür sorgte, daſs derjenige, welcher sie ertheilt, am Ende müde wird, indem sonst am Ende die Prügel unerträglich würden.*)

Der Stock, womit ich geprügelt ward, war ein Rohr von gelber Farbe, doch die Streifen, welche dasselbe auf meinem Rücken ließ, waren dunkelblau. Ich habe sie nicht vergessen.

Auch den Namen des Lehrers, der mich so unbarmherzig schlug, vergaß ich nicht: er war der Pater Dickerscheit; er wurde bald von der Schule entfernt, aus Gründen, die ich ebenfalls nicht vergessen, aber nicht mittheilen will.

Der Liberalismus hat den Priesterstand oft genug mit Unrecht verunglimpft und man könnte ihm wohl jetzt einige Schonung angedeihen lassen, wenn ein unwürdiges Mitglied Verbrechen begeht, die am Ende doch nur der menschlichen Natur oder vielmehr Unnatur beizumessen sind.

---

*) Eine ziemlich ähnliche tiefsinnige Bemerkung findet sich schon im Munde Hyazinths in den „Reisebildern" (Band II, S. 251).

Wie der Name des Mannes, der mir die ersten Prügel ertheilte, blieb mir auch der Anlass im Gedächtnis, nämlich meine unglückliche genealogische Mittheilung, und die Nachwirkung jener frühen Jugendeindrücke ist so groß, dass jedesmal wenn von kleinen Juden mit großen Bärten die Rede war, mir eine unheimliche Erinnerung grüselnd über den Rücken lief. „Gesottene Katze scheut den kochenden Kessel," sagt das Sprüchwort und jeder wird leicht begreifen, dass ich seitdem keine große Neigung empfand, nähere Auskunft über jenen bedenklichen Großvater und seinen Stammbaum zu erhalten oder gar dem großen Publikum, wie einst dem kleinen, dahinbezügliche Mittheilungen zu machen.

Meine Großmutter väterlicherseits,*) von welcher ich ebenfalls nur wenig zu sagen weiß, will ich jedoch nicht unerwähnt lassen. Sie war eine außerordentlich schöne Frau und einzige Tochter eines Banquiers zu Hamburg, der wegen seines Reichthums weit und breit berühmt war. Diese Umstände lassen mich vermuthen, dass der kleine Jude, der die schöne Person aus dem Hause ihrer hochbegüterten Eltern

*) Mathe Eva Popert, nachmalige Heine, gestorben 1799.

nach seinem Wohnorte Hannover heimführte, noch außer seinem großen Barte sehr rühmliche Eigenschaften besessen und sehr respektabel gewesen sein muss.

Er starb frühe, eine junge Wittwe mit sechs Kindern, sämmtlich Knaben im zartesten Alter zurücklassend. Sie kehrte nach Hamburg zurück und starb dort ebenfalls nicht sehr betagt.*)

Im Schlafzimmer meines Oheims Salomon Heine zu Hamburg sah ich einst das Porträt der Großmutter. Der Maler, welcher in Rembrandtscher Manier nach Licht- und Schatteneffekten haschte, hatte dem Bilde eine schwarze klösterliche Kopfbedeckung, eine fast ebenso strenge, dunkle Robe und den pechdunkelsten Hintergrund ertheilt, so dass das vollwangigte, mit einem Doppelkinn versehene Gesicht wie ein Vollmond aus nächtlichem Gewölk hervorschimmerte.

Ihre Züge trugen noch die Spuren großer Schönheit, sie waren zugleich milde und ernsthaft, und besonders die Morbidezza der Hautfarbe gab dem ganzen Gesicht einen Ausdruck von Vornehm-

*) Sie hatte in zweiter Ehe einen gewissen Schiff geheirathet.

heit eigenthümlicher Art; hätte der Maler der Dame ein großes Kreuz von Diamanten vor die Brust gemalt, so hätte man sicher geglaubt, das Portrait irgend einer gefürsteten Äbtissin eines protestantischen adligen Stiftes zu sehen.

Von den Kindern meiner Großmutter haben, so viel ich weiß, nur zwei ihre außerordentliche Schönheit geerbt, nämlich mein Vater und mein Oheim Salomon Heine, der verstorbene Chef des hamburgischen Banquierhauses dieses Namens.

Die Schönheit meines Vaters hatte etwas überweiches, charakterloses, fast weibliches. Sein Bruder besaß vielmehr eine männliche Schönheit und er war überhaupt ein Mann, dessen Charakterstärke sich auch in seinen edelgemessenen, regelmäßigen Zügen imposant, ja manchmal sogar verblüffend offenbarte.

Seine Kinder waren alle, ohne Ausnahme, zur entzückendsten Schönheit emporgeblüht, doch der Tod raffte sie dahin in ihrer Blüthe und von diesem schönen Menschenblumenstrauß leben jetzt nur zwei, der jetzige Chef des Banquierhauses und seine Schwester, eine seltene Erscheinung mit — — —*)

*) Es folgten im ursprünglichen Manuscript hier noch drei Zeilen unten auf dem Blatt und auf dem nächsten

Ich hatte alle diese Kinder so lieb und ich liebte auch ihre Mutter, die ebenfalls so schön war und früh dahinschied, und alle haben mir viele Thränen gekostet. Ich habe wahrhaftig in diesem Augenblicke nöthig, meine Schellenkappe zu schütteln, um die weinerlichen Gedanken zu überklingeln.

Ich habe oben gesagt, dass die Schönheit meines Vaters etwas Weibliches hatte. Ich will hiermit keineswegs einen Mangel an Männlichkeit andeuten: letztere hat er zumal in seiner Jugend oft erprobt und ich selbst bin am Ende ein lebendes Zeugnis derselben. Es sollte das keine unziemliche Äußerung sein; im Sinne hatte ich nur die Formen seiner körperlichen Erscheinung, die nicht straff und drall, sondern vielmehr weich und zärtlich geründet waren. Den Contouren seiner Züge fehlte das Markierte, und sie verschwammen ins Unbestimmte. In seinen späteren Jahren ward er fett, aber auch in seiner Jugend scheint er nicht eben mager gewesen zu sein.

Blatt oben, welche mit einer Scheere abgeschnitten sind. Schwerlich von Heinrich Heine, wahrscheinlich von Maximilian Heine oder einem andern der zärtlichen Verwandten, der Anstoß genommen an einer Äußerung über die Kinder Salomon Heine's.

In dieser Vermuthung bestätigt mich ein Porträt, welches seitdem in einer Feuersbrunst bei meiner Mutter verloren ging und meinen Vater als einen jungen Menschen von etwa achtzehn oder neunzehn Jahren, in rother Uniform*), das Haupt gepudert und versehen mit einem Haarbeutel, darstellt.

Dieses Porträt war günstigerweise mit Pastellfarbe gemalt. Ich sage günstigerweise, da letztere, weit besser als die Ölfarbe mit dem hinzukommenden Glanzleinenfirniss, jenen Blüthenstaub wiedergeben kann, den wir auf den Gesichtern der Leute, welche Puder tragen, bemerken, und die Unbestimmtheit der Züge vortheilhaft verschleiert. Indem der Maler auf besagtem Porträt mit den kreideweiß gepuderten Haaren und der ebenso weißen Halsbinde das rosigte Gesicht encadrierte, verlieh er demselben durch den Contrast ein stärkeres Colorit, und es tritt kräftiger hervor.

*) Diese „Uniform" hat zu allerlei Aufschneidereien seitens der Familie geführt. Maximilian Heine hat daran die Erfindung geknüpft, dass sein Vater Samson Heine Militär gewesen und als solcher im van Geldern'schen Hause „im Quartier gelegen"; Heine's Nichte, die Prinzessin della Rocca, geht gar so weit, dass sie Samson Heine einen Ufficiale (Officier) nennt.

Auch die scharlachrothe Farbe des Rocks, die auf Ölgemälden so schauderhaft uns angrinst, macht hier im Gegentheil einen guten Effekt, indem dadurch die Rosenfarbe des Gesichtes angenehm gemildert wird.

Der Typus von Schönheit, der sich in den Zügen desselben aussprach, erinnerte weder an die strenge keusche Idealität der griechischen Kunstwerke, noch an den spiritualistisch schwärmerischen, aber mit heidnischer Gesundheit geschwängerten Stil der Renaissance; nein, besagtes Porträt trug vielmehr ganz den Charakter einer Zeit, die eben keinen Charakter besaß, die minder die Schönheit als das Hübsche, das Niedliche, das kokett-Zierliche liebte; einer Zeit, die es in der Fadheit bis zur Poesie brachte, jener süßen, geschnörkelten Zeit des Rokoko, die man auch die Haarbeutelzeit nannte und die wirklich als Wahrzeichen, nicht an der Stirn, sondern am Hinterkopfe, einen Haarbeutel trug. Wäre das Bild meines Vaters auf besagtem Porträte etwas mehr Miniatur gewesen, so hätte man glauben können, der vortreffliche Watteau habe es gemalt, um mit phantastischen Arabesken von bunten Edelsteinen und Goldflittern umrahmt auf

einem Fächer der Frau von Pompadour zu paradieren.

Bemerkenswerth ist vielleicht der Umstand, dass mein Vater auch in seinen späteren Jahren der altfränkischen Mode des Puders treu blieb und bis an sein seliges Ende sich alle Tage pudern ließ, obgleich er das schönste Haar, das man sich denken kann, besaß. Es war blond, fast golden und von einer Weichheit, wie ich sie nur bei chinesischer Flockseide gefunden.

Den Haarbeutel hätte er gewiss ebenfalls gern beibehalten, jedoch der fortschreitende Zeitgeist war unerbitterlich. In dieser Bedrängnis fand mein Vater ein beschwichtigendes Auskunftsmittel. Er opferte nur die Form, das schwarze Säckchen (sachet), den Beutel; die langen Haarlocken jedoch selbst trug er seitdem wie ein breitgeflochtenes Chignon mit kleinen Kämmchen auf dem Haupte befestigt. Diese Haarflechte war bei der Weichheit der Haare und wegen des Puders fast gar nicht bemerkbar, und so war mein Vater doch im Grunde kein Abtrünniger des alten Haarbeutelthums, und er hatte nur, wie so mancher Krypto-Orthodoxe dem grausamen Zeitgeiste sich äußerlich gefügt.

Die rothe Uniform, worin mein Vater auf dem erwähnten Porträte abkonterfeit ist, deutet auf hannöversche Dienstverhältnisse. Im Gefolge des Prinzen Ernst vom Cumberland befand sich mein Vater zu Anfang der französischen Revolution und machte den Feldzug in Flandern und Brabant mit, in der Eigenschaft eines Proviantmeisters oder Kommissarius, oder, wie es die Franzosen nennen, eines officier de bouche; die Preußen nennen es einen „Mehlwurm".

Das eigentliche Amt des blutjungen Menschen war aber das eines Günstlings des Prinzen, eines Brummels*) au petit pied und ohne gesteifte Cravatte, und er theilte auch am Ende das Schicksal solcher Spielzeuge der Fürstengunst. Mein Vater blieb zwar zeitlebens fest überzeugt, daſs der Prinz, welcher später König von Hannover ward, ihn nie vergessen habe, doch wuſste er sich nie zu erklären, warum der Prinz niemals nach ihm schickte, niemals sich nach ihm erkundigen ließ, da er doch nicht wissen konnte, ob sein ehemaliger Günstling

*) Brummel der Name eines seiner Zeit weltberühmten Modelöwen und Günstlings des Prinzregenten von England, des nachmaligen Königs Georg IV.

nicht in Verhältnissen lebte, wo er etwa seiner bedürftig sein möchte.

Aus jener Feldzugsperiode stammen manche bedenkliche Liebhabereien meines Vaters, die ihm meine Mutter nur allmählig abgewöhnen konnte. Z. B. er ließ sich gern zu hohem Spiel verleiten, protegierte die dramatische Kunst oder vielmehr ihre Priesterinnen, und gar Pferde und Hunde waren seine Passion. Bei seiner Ankunft in Düsseldorf, wo er sich aus Liebe für meine Mutter als Kaufmann etablierte, hatte er zwölf der schönsten Gäule mitgebracht. Er entäußerte sich aber derselben auf ausdrücklichen Wunsch seiner jungen Gattin, die ihm vorstellte, daß dieses vierfüßige Kapital zu viel Hafer fresse und gar nichts eintrage.

Schwerer ward es meiner Mutter, auch den Stallmeister zu entfernen, einen vierschrötigen Flegel, der beständig mit irgend einem aufgegabelten Lump im Stalle lag und Karten spielte. Er ging endlich von selbst in Begleitung einer goldenen Repetiruhr meines Vaters und einiger anderer Kleinodien von Werth.

Nachdem meine Mutter den Taugenichts los war, gab sie auch den Jagdhunden meines Vaters

ihre Entlassung mit Ausnahme eines einzigen, welcher Joly hieß, aber erzhäßlich war. Er fand Gnade in ihren Augen, weil er eben gar nichts von einem Jagdhund an sich hatte und ein bürgerlich treuer und tugendhafter Haushund werden konnte. Er bewohnte im leeren Stalle die alte Kalesche meines Vaters, und wenn dieser hier mit ihm zusammentraf, warfen sie sich wechselseitig bedeutende Blicke zu. Ja, Joly, seufzte dann mein Vater, und Joly wedelte wehmüthig mit dem Schwanze.

Ich glaube, der Hund war ein Heuchler, und einst in übler Laune, als sein Liebling über einen Fußtritt allzu jämmerlich wimmerte, gestand mein Vater, daß die Kanaille sich verstelle. Am Ende ward Joly sehr räudig und da er eine wandelnde Kaserne von Flöhen geworden, mußte er ersäuft werden, was mein Vater ohne Einspruch geschehen ließ. — Die Menschen sakrifizieren ihre vierfüßigen Günstlinge mit derselben Indifferenz, wie die Fürsten die zweifüßigen.

Aus der Feldlagerperiode meines Vaters stammte auch wohl seine grenzenlose Vorliebe für den Soldatenstand oder vielmehr für das Soldatenspiel, die

Lust an jenem lustigen, müßigen Leben, wo Goldflitter und Scharlachlappen die innere Leere verhüllen und die berauschte Eitelkeit sich als Muth gebehrden kann.

In seiner junkerlichen Umgebung gab es weder militärischen Ernst nach wahre Ruhmsucht; von Heroismus konnte gar nicht die Rede sein. Als die Hauptsache erschien ihm die Wachtparade, das klirrende Wehrgehenke, die straffanliegende Uniform, so kleidsam für schöne Männer.

Wie glücklich war daher mein Vater, als zu Düsseldorf die Bürgergarden errichtet wurden und er als Offizier derselben die schöne dunkelblaue, mit himmelbauen Sammetaufschlägen versehene Uniform tragen und an der Spitze seiner Colonnen an unserem Hause vorbeidefilieren konnte. Vor meiner Mutter, welche erröthend am Fenster stand, salutierte er dann mit allerliebster Courtoisie; der Federbusch auf seinem dreieckigen Hute flatterte da so stolz und im Sonnenlicht blitzten freudig die Epauletten.

Noch glücklicher war mein Vater in jener Zeit, wenn die Reihe an ihn kam, als kommandierender Offizier die Hauptwache zu beziehen und für die

Sicherheit der Stadt zu sorgen. An solchen Tagen floss auf der Hauptwache eitel Rüdesheimer und Aßmannshäuser von den trefflichsten Jahrgängen, alles auf Rechnung des kommandirenden Offiziers, dessen Freigebigkeit seine Bürgergardisten, seine Creti und Pleti, nicht genug zu rühmen wussten.

Auch genoss mein Vater unter ihnen eine Popularität, die gewiss ebenso groß war, wie die Begeisterung, womit die alte Garde den Kaiser Napoleon umjubelte. Dieser freilich verstand seine Leute in anderer Weise zu berauschen. Den Garden meines Vaters fehlte es nicht an einer gewissen Tapferkeit, zumal wo es galt, eine Batterie von Weinflaschen, deren Schlünde vom größten Kaliber, zu erstürmen. Aber ihr Heldenmuth war doch von einer andern Sorte als die, welche wir bei der alten Kaisergarde fanden. Letztere starb und übergab sich nicht, während die Gardisten meines Vaters immer am Leben blieben und sich oft übergaben.

Was die Sicherheit der Stadt Düsseldorf betrifft, so mag es sehr bedenklich damit ausgesehen haben in den Nächten, wo mein Vater auf der Hauptwache kommandierte. Er trug zwar Sorge, Patrouillen auszuschicken, die singend und klirrend

in verschiedenen Richtungen die Stadt durchstreiften. Es geschah einst, daſs zwei solcher Patrouillen sich begegneten und in der Dunkelheit die Einen die Andern als Trunkenbolde und Ruhestörer arretieren wollten. Zum Glück sind meine Landsleute ein harmlos fröhliches Völkchen, sie sind im Rausche gutmüthig, „ils ont le vin bon“, und es geschah kein Malheur; sie übergaben sich wechselseitig.

Eine grenzenlose Lebenslust war ein Hauptzug im Charakter meines Vaters, er war genuſssüchtig, frohsinnig, rosenlaunig. In seinem Gemüthe war beständig Kirmeſs, und wenn auch manchmal die Tanzmusik nicht sehr rauschend, so wurden doch immer die Violinen gestimmt. Immer himmelblaue Heiterkeit und Fanfaren des Leichtsinns. Eine Sorglosigkeit, die des vorigen Tages vergaß und nie an den kommenden Morgen denken wollte.

Dieses Naturell stand im wunderlichsten Widerspruch mit der Gravität, die über sein strengruhiges Antlitz verbreitet war und sich in der Haltung und jeder Bewegung des Körpers kundgab. Wer ihn nicht kannte und zum ersten Male diese ernsthafte, gepuderte Gestalt und diese wichtige Miene sah, hätte gewiſs glauben können, einen von den sieben

Weisen Griechenlands zu erblicken. Aber bei näherer Bekanntschaft merkte man wohl, daſs er weder ein Thales noch ein Lampsakus*) war, der über kosmogonische Probleme nachgrüble. Jene Gravität war zwar nicht erborgt, aber sie erinnerte doch an jene antiken Basreliefs, wo ein heiteres Kind sich eine große tragische Maske vor das Antlitz hält.

Er war wirklich ein großes Kind mit einer kindlichen Naivetät, die bei platten Verstandesvirtuosen sehr leicht für Einfalt gelten konnte, aber manchmal durch irgend einen tiefsinnigen Ausspruch das bedeutendste Anschauungsvermögen (Intuition) verrieth.

Er witterte mit seinen geistigen Fühlhörnern, was die Klugen erst langsam durch die Reflekzion begriffen. Er dachte weniger mit dem Kopfe als mit dem Herzen und hatte das liebenswürdigste Herz, das man sich denken kann. Das Lächeln, das manchmal um seine Lippen spielte und mit der obenerwähnten Gravität gar drollig anmuthig kontrastierte, war der süße Widerschein seiner Seelengüte.

*) Offenbar eine Verwechselung mit dem weisen Pittakus; ob eine absichtliche oder unabsichtliche, bleibe unentschieden.

Auch seine Stimme obgleich männlich, klangvoll, hatte etwas Kindliches, ich möchte fast sagen etwas, das an Waldtöne, etwa an Rothkehlchenlaute erinnerte; wenn er sprach, so drang seine Stimme so direkt zum Herzen, als habe sie gar nicht nöthig gehabt, den Weg durch die Ohren zu nehmen.

Er redete den Dialekt Hannovers, wo, wie auch in der südlichen Nachbarschaft dieser Stadt, das Deutsche am besten ausgesprochen wird. Das war ein großer Vortheil für mich, daß solchermaßen schon in der Kindheit durch meinen Vater mein Ohr an eine gute Aussprache des Deutschen gewöhnt wurde, während in unserer Stadt selbst jenes fatale Kauderwelsch des Niederrheins gesprochen wird, das zu Düsseldorf noch einigermaßen erträglich, aber in dem nachbarlichen Köln wahrhaft ekelhaft wird. Köln ist das Toskana einer klassisch schlechten Aussprache des Deutschen, und Kobes klüngelt mit Marizzebill in einer Mundart, die wie faule Eier klingt, fast riecht.

In der Sprache der Düsseldorfer merkt man schon einen Übergang in das Froschgequäke der holländischen Sümpfe. Ich will der holländischen Sprache bei Leibe nicht ihre eigenthümlichen Schön-

heiten absprechen, nur gestehe ich, dass ich kein Ohr dafür habe. Es mag sogar wahr sein, dass unsere eigene deutsche Sprache, wie patriotische Linguisten in den Niederlanden behauptet haben, nur ein verdorbenes Holländisch sei. Es ist möglich.

Dieses erinnert mich an die Behauptung eines kosmopolitischen Zoologen, welcher den Affen für den Ahnherrn des Menschengeschlechts erklärt; die Menschen sind nach seiner Meinung nur ausgebildete, ja überbildete Affen. Wenn die Affen sprechen könnten, sie würden wahrscheinlich behaupten, dass die Menschen nur ausgeartete Affen seien, dass die Menschheit ein verdorbenes Affenthum, wie nach der Meinung der Holländer die deutsche Sprache ein verdorbenes Holländisch ist.*)

Ich sage: wenn die Affen sprechen könnten, obgleich ich von solchem Unvermögen des Sprechens nicht überzeugt bin. Die Neger am Senegal ver-

*) Unter den im XIII. Bande der Werke als „Gedanken und Einfälle" gesammelten Zetteln findet sich auch einer, der den Inhalt obiger Stelle kurz andeutet: „Die Affen sehen auf die Menschen herab, wie auf eine Entartung ihrer Race, sowie die Holländer das Deutsche für verdorbenes Holländisch erklären."

sichern steif und fest, die Affen seien Menschen ganz wie wir, jedoch klüger, indem sie sich des Sprechens enthalten, um nicht als Menschen anerkannt und zum Arbeiten gezwungen zu werden; ihre scurrilen Affenspäße seien lauter Pfiffigkeit, wodurch sie bei den Machthabern der Erde für untauglich erscheinen möchten, wie wir andre ausgebeutet zu werden.

Solche Entäußerung aller Eitelkeit würde mir von diesen Menschen, die ein stummes Inkognito beibehalten und sich vielleicht über unsere Einfalt lustig machen, eine sehr hohe Idee einflößen. Sie bleiben frei in ihren Wäldern, dem Naturzustand nie entsagend. Sie könnten wahrlich mit Recht behaupten, daß der Mensch ein ausgearteter Affe sei.

Vielleicht haben unsere Vorfahren im achtzehnten Jahrhundert Dergleichen schon geahnt, und indem sie instinktmäßig fühlten, wie unsere glatte Überzivilisazion nur eine gefirnißte Fäulnis ist, und wie es nöthig sei, zur Natur zurückzukehren, suchten sie sich unserem Urtypus, dem natürlichen Affenthum, wieder zu nähern. Sie thaten das Mögliche, und als ihnen endlich, um ganz Affe zu sein, nur noch der Schwanz fehlte, ersetzten sie diesen Mangel durch den Zopf. So ist die Zopf=

mode ein bedeutsames Symptom eines ernsten Bedürfnisses und nicht ein Spiel der Frivolität — — doch ich suche vergebens durch das Schellen meiner Kappe die Wehmuth zu überklingeln, die mich jedesmal ergreift, wenn ich an meinen verstorbenen Vater denke.

Er war von allen Menschen derjenige, den ich am meisten auf dieser Erde geliebt. Er ist jetzt todt seit länger als 25 Jahren.*) Ich dachte nie daran, daſs ich ihn einst verlieren würde, und selbst jetzt kann ich es kaum glauben, daſs ich ihn wirklich verloren habe. Es ist so schwer, sich von dem Tod der Menschen zu überzeugen, die wir so innig liebten. Aber sie sind auch nicht todt, sie leben fort in uns und wohnen in unserer Seele.

Es verging seitdem keine Nacht, wo ich nicht an meinen seligen Vater denken muſste, und wenn ich des Morgens erwache, glaube ich oft noch den Klang seiner Stimme zu hören, wie das Echo eines

---

*) Da Heine's Vater am 2. December 1828 gestorben, so ergiebt sich auch aus der obigen Zeitbestimmung das Jahr 1854 als das des Beginns der Memoirenabfassung. — Das „länger als" ist korrigierend von Heine's Hand hineingeschrieben, sodaſs wir es hier mit einer wohlüberdachten Zeitangabe zu thun haben.

Traumes. Alsdann ist mir zu Sinn, als müßt ich mich geschwind ankleiden und zu meinem Vater hinabeilen in die große Stube, wie ich als Knabe that.

Mein Vater pflegte immer sehr frühe aufzustehen und sich an seine Geschäfte zu begeben, im Winter wie im Sommer, und ich fand ihn gewöhnlich schon am Schreibtisch, wo er ohne aufzublicken mir die Hand hinreichte zum Kusse. Eine schöne, feingeschnittene, vornehme Hand, die er immer mit Mandelklei wusch. Ich sehe sie noch vor mir, ich sehe noch jedes blaue Aederchen, das diese blendend weiße Marmorhand durchrieselte. Mir ist als steige der Mandelduft prickelnd in meine Nase, und das Auge wird feucht.*)

Zuweilen blieb es nicht beim bloßen Handkuß, und mein Vater nahm mich zwischen seine Knie und küßte mich auf die Stirn. Eines Morgens umarmte er mich mit ganz ungewöhnlicher Zärtlichkeit und sagte: „Ich habe diese Nacht etwas Schönes von Dir geträumt und bin sehr zufrieden mit Dir, mein lieber Harry.“ Während er diese

*) Fast wörtlich so in den „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ (Werke, Band IV S. 85).

naiven Worte sprach, zog ein Lächeln um seine Lippen, welches zu sagen schien: mag der Harry sich noch so unartig in der Wirklichkeit aufführen, ich werde dennoch, um ihn ungetrübt zu lieben, immer etwas Schönes von ihm träumen.

Harry ist bei den Engländern der familiäre Name Derjenigen, welche Henri heißen, und er entspricht ganz meinem deutschen Taufnamen „Heinrich". Die familiären Benennungen des letztern sind in dem Dialekte meiner Heimath äußerst misßklingend, ja fast scurril, z. B. Heinz, Heinzchen, Hinz. Heinzchen werden oft auch die kleinen Hauskobolde genannt, und der gestiefelte Kater im Puppenspiel und überhaupt der Kater in der Volksfabel heißt „Hinze".

Aber nicht um solcher Mißlichkeit abzuhelfen, sondern um einen seiner besten Freunde in England zu ehren, ward von meinem Vater mein Name anglisirt. Mr. Harry war meines Vaters Geschäftsführer (Korrespondent) in Liverpool; er kannte dort die besten Fabriken, wo Velveteen fabrizirt wurde, ein Handelsartikel, der meinem Vater sehr am Herzen lag, mehr aus Ambizion als aus Eigennutz, denn obgleich er behauptete, daß er viel Geld an jenem Artikel verdiene, so blieb solches

doch sehr problematisch, und mein Vater hätte vielleicht noch Geld zugesetzt, wenn es darauf ankam, den Velveteen in besserer Qualität und in größerer Quantität abzusetzen als seine Kompetitoren. Wie denn überhaupt mein Vater eigentlich keinen berechnenden Kaufmannsgeist hatte, obgleich er immer rechnete, und der Handel für ihn vielmehr ein Spiel war, wie die Kinder Soldaten oder Kochen spielen.

Seine Thätigkeit war eigentlich nur eine unaufhörliche Geschäftigkeit. Der Velveteen war ganz besonders seine Puppe, und er war glücklich, wenn die großen Frachtkarren abgeladen wurden, und schon beim Abpacken alle Handelsjuden der benachbarten Gegend die Hausflur füllten; denn die letzteren waren seine besten Kunden, und bei ihnen fand sein Velveteen nicht bloß den größten Absatz sondern auch ehrenhafte Anerkennung.

Da Du, theurer Leser, vielleicht nicht weißt, was „Velveteen" ist, so erlaube ich mir, Dir zu erklären, daß dieses ein englisches Wort ist, welches sammtartig bedeutet, und man benennt damit eine Art Sammt von Baumwolle, woraus sehr schöne Hosen, Westen, sogar Kamisöle verfertigt werden.

Es trägt dieser Kleidungsstoff auch den Namen „Manchester" nach der gleichnamigen Fabrikstadt, wo derselbe zuerst fabrizirt wurde.

Weil nun der Freund meines Vaters, der sich auf den Einkauf des Velveteens am besten verstand, den Namen Harry führte, erhielt auch ich diesen Namen, und Harry ward ich genannt in der Familie und bei Hausfreunden und Nachbarn.

Ich höre mich noch jetzt sehr gern bei diesem Namen nennen, obgleich ich demselben auch viel Verdruss, vielleicht den empfindlichsten Verdruss meiner Kindheit verdankte. Erst jetzt, wo ich nicht mehr unter den Lebenden lebe und folglich alle gesellschaftliche Eitelkeit in meiner Seele erlischt, kann ich ohne Befangenheit davon sprechen.

Hier in Frankreich ist mir gleich nach meiner Ankunft in Paris mein deutscher Name „Heinrich" in „Henri" übersetzt worden, und ich musste mich darin schicken und auch endlich hier zu Lande selbst so nennen, da das Wort Heinrich dem französischen Ohr nicht zusagte, und überhaupt die Franzosen sich alle Dinge in der Welt recht bequem machen. Auch den Namen „Henri Heine" haben sie nie recht aussprechen können, und bei den meisten heiße

ich Mr. Enri Enn; von vielen wird dieses in ein Enrienne zusammengezogen, und einige nannten mich Mr. Un rien.*)

Das schadet mir in mancherlei literärischer Beziehung, gewährt aber auch wieder einigen Vortheil. Z. B. unter meinen edlen Landsleuten, welche nach Paris kommen, sind manche, die mich hier gern verlästern möchten, aber da sie immer meinen Namen deutsch aussprechen, so kommt es den Franzosen nicht in den Sinn, daſs der Bösewicht und Unschuldbrunnenvergifter, über den so schrecklich geschimpft ward, kein anderer als ihr Freund Monsieur Enrienne sei, und jene edlen Seelen haben vergebens ihrem Tugendeifer die Zügel schießen lassen; die Franzosen wissen nicht, daſs von mir die Rede ist, und die transrhenanische Tugend hat vergebens alle Bolzen der Verleumdung abgeschossen.

---

*) In einigen Briefen an seine Frau schrieb Heine deshalb seinen Namen: Heiné, ebenso in einem französisch geschriebenen Brief an die „Mouche"; auf den Titeln der von ihm besorgten französischen Ausgaben seiner Werke steht regelmäßig Henri Heine, ohne Accent. — Daſs die Franzosen noch heute seinen Namen ungefähr wie „Aehn" aussprechen, dürfte bekannt sein.

Es hat aber, wie gesagt, etwas mißliches, wenn man unsern Namen schlecht ausspricht. Es giebt Menschen, die in solchen Fällen eine große Empfindlichkeit an den Tagen legen. Ich machte mir mal den Spaß, den alten Cherubini zu befragen, ob es wahr sei, dass der Kaiser Napoleon seinen Namen immer wie Scherubini und nicht wie Kerubini ausgesprochen, obgleich der Kaiser des Italienischen genugsam kundig war, um zu wissen, wo das italienische ch wie ein que oder k ausgesprochen wird. Bei dieser Anfrage expektorierte sich der alte Maestro mit höchst komischer Wuth.

Ich habe dergleichen nie empfunden.

Heinrich, Harry, Henri — alle diese Namen klingen gut, wenn sie von schönen Lippen gleiten. Am besten freilich klingt Signor Enrico. So hieß ich in jenen hellblauen, mit großen silbernen Sternen gestickten Sommernächten jenes edlen und unglücklichen Landes, das die Heimath der Schönheit ist und Raphael Sanzio von Urbino, Joachimo Rossini und die Principessa Christina Belgiojoso hervorgebracht hat.

Da mein körperlicher Zustand mir alle Hoffnung raubt, jemals wieder in der Gesellschaft zu

leben, und letztere wirklich nicht mehr für mich existirt, so habe ich auch die Fessel jener persönlichen Eitelkeit abgestreift,*) die jeden behaftet, der unter den Menschen, in der sogenannten Welt sich herumtreiben muß.

Ich kann daher jetzt mit unbefangenem Sinn von dem Mißgeschick sprechen, das mit meinem Namen „Harry" verbunden war und mir die schönsten Frühlingsjahre des Lebens vergällte und vergiftete.

Es hatte damit folgende Bewandnis. In meiner Vaterstadt wohnte ein Mann, welcher „der Dreckmichel" hieß, weil er jeden Morgen mit einem Karren, woran ein Esel gespannt war, die Straßen der Stadt durchzog und vor jedem Hause still hielt, um den Kehricht, welchen die Mädchen in

*) Um ein Beispiel zu geben von der Sorgsamkeit, mit welcher Heine nach dem passendsten Ausdruck suchte, folge hier der Wortlaut des Manuskripts ohne Rücksicht auf Durchstreichungen: „— — so bin ich von aller Eitelkeit befreit" . . . „die persönliche Eitelkeit" . . . „seit Jahren nicht mehr von jener Eitelkeit behaftet" . . . „alle jene Eitelkeit abgestreift, die" . . . „genas ich seit längst von jener Eitelkeit" . . . „so giebt es für mich auch nicht mehr jene Rücksichten der Eitelkeit, womit".

All diese Ansätze hat Heine wieder durchgestrichen und statt derselben den im Text gedruckten gewählt.

zierlichen Haufen zusammengekehrt, aufzuladen und aus der Stadt nach dem Mistfelde zu transportieren. Der Mann sah aus wie sein Gewerbe, und der Esel, welcher seinerseits wie sein Herr aussah, hielt still vor den Häusern oder setzte sich in Trab, je nachdem die Modulazion war, womit der Michel ihm das Wort „Haarühl" zurief.

War solches sein wirklicher Name oder nur ein Stichwort? Ich weiß nicht, doch so viel ist gewiss, dass ich durch die Ähnlichkeit jenes Wortes mit meinem Namen Harry außerordentlich viel Leid von Schulkameraden und Nachbarskindern auszustehen hatte. Um mich zu nergeln, sprachen sie ihn ganz so aus, wie der Dreckmichel seinen Esel rief, und ward ich darob erbost, so nahmen die Schälke manchmal eine ganz unschuldige Miene an und verlangten, um jede Verwechselung zu vermeiden, ich sollte sie lehren, wie mein Name und der des Esels ausgesprochen werden müssten, stellten sich aber dabei sehr ungelehrig, meinten, der Michel pflege die erste Silbe immer sehr lang anzuziehen, während er die zweite Silbe immer schnell abschnappen lasse; zu anderen Zeiten geschähe das Gegentheil, wodurch der Ruf wieder ganz meinem

eigenen Namen gleichlaute, und indem die Buben in der unsinnigsten Weise alle Begriffe und mich mit dem Esel und wieder diesen mit mir verwechselten, gab es tolle coq-à l'âne, über die jeder andere lachen, aber ich selbst weinen mußte.*)

Als ich mich bei meiner Mutter beklagte, meinte sie, ich solle nur suchen, viel zu lernen und gescheit zu werden, und man werde mich dann nie mit einem Esel verwechseln.

Aber meine Homonymität mit dem schäbigen Langohr blieb mein Alp. Die großen Buben gingen vorbei und grüßten: „Haarüh!" die kleineren riefen mir denselben Gruß, aber in einiger Entfernung. In der Schule ward dasselbe Thema mit raffinierter Grausamkeit ausgebeutet; wenn nur irgend von einem Esel die Rede war, schielte man nach mir, der ich immer erröthete, und es ist unglaublich, wie Schulknaben überall Anzüglichkeiten hervorzuheben oder zu erfinden wissen.

Z. B. der Eine frug den Andern: Wie unter-

---

*) In einem Briefe an Alexander Dumas vom 8. Februar 1855 (Band XXII S. 446) sagt Heine: „Der Esel ist mir wahrlich von allen Thieren am meisten zuwider; es ist das eine Idiosynkrasie, die schon aus meiner Kindheit herstammt."

scheidet sich das Zebra von dem Esel des Barlaam Sohn Boers? Die Antwort lautete: Der eine spricht zebräisch und der andere sprach hebräisch. — Dann kam die Frage: Wie unterscheidet sich aber der Esel des Dreckmichels von seinem Namensvetter, und die impertinente Antwort war: den Unterschied wissen wir nicht. Ich wollte dann zuschlagen, aber man beschwichtigte mich, und mein Freund Dietrich, der außerordentlich schöne Heiligenbildchen zu verfertigen wusste und auch später ein berühmter Maler wurde, suchte mich einst bei einer solchen Gelegenheit zu trösten, indem er mir ein Bild versprach. Er malte für mich einen heiligen Michael — aber der Bösewicht hatte mich schändlich verhöhnt. Der Erzengel hatte die Züge des Dreckmichels, sein Ross sah ganz aus wie dessen Esel, und statt einen Drachen durchstach die Lanze das Aas einer todten Katze.

Sogar der blondlockigte, sanfte, mädchenhafte Franz,*) den ich so sehr liebte, verrieth mich einst: er schloss mich in seine Arme, lehnte seine Wange

*) Franz von Zuccalmaglio, an welchen eines der ersten Gedichte Heine's gerichtet ist: „Es zieht mich nach Nordland ein gold'ner Stern" (Werke, Band XV, S. 286).

zärtlich an die meinige, blieb lange sentimental an meiner Brust und — rief mir plötzlich ins Ohr ein lachendes Haarüh! — das schnöde Wort im Davonlaufen beständig modulierend, daß es weithin durch die Kreuzgänge des Klosters wiederhallte.

Noch roher behandelten mich einige Nachbarskinder, Gassenbuben jener niedrigsten Klasse, welche wir in Düsseldorf „Haluten“ nannten, ein Wort, welches Etymologienjäger gewiß von den Heloten der Spartaner ableiten würden.

Ein solcher Halut war der kleine Jupp, welches Joseph heißt, und den ich auch mit seinem Vatersnamen Flader benennen will, damit er bei Leibe nicht mit dem Jupp Rörsch verwechselt werde, welcher ein ganz artiges Nachbarskind war und, wie ich zufällig erfahren, jetzt als Postbeamter in Bonn lebt. Der Jupp Flader trug immer einen langen Fischerstecken, womit er nach mir schlug, wenn er mir begegnete. Er pflegte mir auch gern Roßäpfel an den Kopf zu werfen, die er brühwarm, wie sie aus dem Backofen der Natur kamen, von der Straße aufraffte. Aber nie unterließ er dann auch das fatale Haarüh! zu rufen und zwar in allen Modulazionen.

Der böse Bub war der Enkel der alten Frau Flader, welche zu den Klientinnen meines Vaters gehörte. So böse der Bub war, so gutmüthig war die arme Großmutter, ein Bild der Armuth, und des Elends, aber nicht abstoßend, sondern nur herzzerreißend. Sie war wohl über 80 Jahre alt, eine große Schlottergestalt, ein weißes Ledergesicht mit blassen Kummeraugen, eine weiche, röchelnde, wimmernde Stimme, und bettelnd ganz ohne Phrase, was immer furchtbar klingt.

Mein Vater gab ihr immer einen Stuhl, wenn sie kam, ihr Monatsgeld abzuholen an den Tagen, wo er als Armenpfleger seine Sitzungen hielt.

Von diesen Sitzungen meines Vaters als Armenpfleger blieben mir nur diejenigen im Gedächtnis, welche im Winter stattfanden, in der Frühe des Morgens, wenns noch dunkel war. Mein Vater saß dann an einem großen Tische, der mit Geldtüten jeder Größe bedeckt war; statt der silbernen Leuchter mit Wachskerzen, deren sich mein Vater gewöhnlich bediente und womit er, dessen Herz so viel Takt besaß, vor der Armuth nicht prunken wollte, standen jetzt auf dem Tische zwei kupferne Leuchter mit Talglichtern, die mit der rothen

Flamme des dicken, schwarzgebrannten Dochtes gar traurig die anwesende Gesellschaft beleuchteten.

Das waren arme Leute jedes Alters, die bis in den Vorsaal Queue machten. Einer nach dem andern kam seine Tüte in Empfang zu nehmen, und mancher erhielt zwei; die große Tüte enthielt das Privatalmosen meines Vaters, die kleine das Geld der Armenkasse.

Ich saß auf einem hohen Stuhle neben meinem Vater und reichte ihm die Tüten. Mein Vater wollte nämlich, ich sollte lernen, wie man giebt, und in diesem Fache konnte man bei meinem Vater etwas tüchtiges lernen.*)

Viele Menschen haben das Herz auf dem rechten

*) Alfred Meißner erzählt in seinen „Erinnerungen an Heinrich Heine" (Hamburg 1856, Hoffmann & Campe) aus genauer Kenntnis: „Zahllose Flüchtlinge haben Heine's wohlthätige Hand empfunden, ohne daß er gefragt hätte, welcher Partei sie angehörten, wenn sie sogar aus einem Lager kamen, dessen Fahne er verspottete und in dessen Reihen ihm feindliche Kämpfer nisteten. Zu jeder Geldsammlung für irgend ein edles oder unverschuldetes Unglück steuerte er mit, beinahe mehr als seine Mittel es gestatteten, und sagte dabei lächelnd und wie zur Entschuldigung: ‚Ich liebe von Zeit zu Zeit meine Visitenkarte bei dem lieben Herrgott abzugeben.'"

Fleck, aber sie verstehen nicht zu geben, und es dauert lange, ehe der Wille des Herzens den Weg bis zur Tasche macht; zwischen dem guten Vorsatz und der Vollstreckung vergeht langsam die Zeit wie bei einer Postschnecke. Zwischen dem Herzen meines Vaters und seiner Tasche war gleichsam schon eine Eisenbahn eingerichtet. Daß er durch die Akzionen solcher Eisenbahn nicht reich wurde, versteht sich von selbst. Bei der Nord- oder Lyon-Bahn ist mehr verdient worden.

Die meisten Klienten meines Vaters waren Frauen und zwar alte, und auch in späteren Zeiten, selbst damals als seine Umstände sehr unglänzend zu sein begannen, hatte er eine solche Klientel von bejahrten Weibspersonen, denen er kleine Pensionen verabreichte. Sie standen überall auf der Lauer, wo sein Weg ihn vorüberführen mußte, und er hatte solchermaßen eine geheime Leibwache von alten Weibern, wie einst der selige Robespierre.

Unter dieser altergrauen Garde war manche Vettel, die durchaus nicht aus Dürftigkeit ihm nachlief, sondern aus wahrem Wohlgefallen an seiner Person, an seiner freundlichen und immer liebreichen Erscheinung.

Er war ja die Artigkeit in Person, nicht bloß den jungen sondern auch den älteren Frauen gegenüber, und die alten Weiber, die so grausam sich zeigen, wenn sie verletzt werden, sind die dankbarste Nazion, wenn man ihnen einige Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit erwiesen, und wer in Schmeicheleien bezahlt sein will, der findet in ihnen Personen, die nicht knickern, während die jungen schnippischen Dinger uns für alle unsere Zuvorkommenheiten kaum eines Kopfnickens würdigen.

Da nun für schöne Männer, deren Spezialität drin besteht, dass sie schöne Männer sind, die Schmeichelei ein großes Bedürfnis ist und es ihnen dabei gleichgültig ist, ob der Weihrauch aus einem rosigten oder welken Munde kommt, wenn er nur stark und reichlich hervorquillt, so begreift man, wie mein theurer Vater, ohne eben darauf spekuliert zu haben, dennoch in seinem Verkehr mit den alten Damen ein gutes Geschäft machte.

Es ist unbegreiflich, wie groß oft die Dosis Weihrauch war, mit welcher sie ihn einbampften, und wie gut er die stärkste Porzion vertragen konnte. Das war sein glückliches Temperament, durchaus nicht Einfalt. Er wusste sehr wohl, dass

man ihm schmeichle, aber er wusste auch, dass Schmeichelei, wie Zucker, immer süß ist, und er war wie das Kind, welches zu der Mutter sagt: schmeichle mir ein bischen, sogar ein bischen zu viel.

Das Verhältnis meines Vaters zu den besagten Frauen hatte aber noch außerdem einen ernsteren Grund. Er war nämlich ihr Rathgeber, und es ist merkwürdig, dass dieser Mann, der sich selber so schlecht zu rathen wusste, dennoch die Lebensklugheit selbst war, wenn es galt, anderen in misslichen Vorfallenheiten einen guten Rath zu ertheilen. Er durchschaute dann gleich die Position, und wenn die betrübte Klientin ihm auseinandergesetzt, wie es ihr in ihrem Gewerbe immer schlimmer gehe, so that er am Ende einen Ausspruch, den ich so oft, wenn alles schlecht ging, aus seinem Munde hörte, nämlich: „in diesem Falle muss man ein neues Fässchen anstechen". Er wollte damit anrathen, dass man nicht in einer verlorenen Sache eigensinnig ferner beharren, sondern etwas Neues beginnen, eine neue Richtung einschlagen müsse. Man muss dem alten Fass, woraus nur saurer Wein und nur sparsam tröpfelt, lieber gleich den Boden ausschlagen und „ein neues Fässchen anstechen"! Aber

statt dessen legt man sich faul mit offenem Mund unter das trockene Spundloch und hofft auf süßeres und reichlicheres Rinnen.

Als die alte Hanne meinem Vater klagte, dass ihre Kundschaft abgenommen und sie nichts mehr zu brocken und, was für sie noch empfindlicher, nichts mehr zu schlucken habe, gab er ihr erst einen Thaler und dann sann er nach. Die alte Hanne war früher eine der vornehmsten Hebammen, aber in späteren Jahren ergab sie sich etwas dem Trinken und besonders dem Tabakschnupfen; da in ihrer rothen Nase immer Thauwetter war, und der Tropfenfall die weißen Betttücher der Wöchnerinnen sehr verbräunte, so ward die Frau überall abgeschafft. —

Nachdem mein Vater nun reiflich nachgedacht, sagte er endlich: Da muss man ein neues Fässchen anstechen, und diesmal muss es ein Branntweinfässchen sein; ich rathe Euch, in einer etwas vornehmen, von Matrosen besuchten Straße am Hafen einen kleinen Liquörladen zu eröffnen, ein Schnapslädchen.

Die Ex-Hebamme folgte diesem Rath, sie etablierte sich mit einer Schnapsboutique am Hafen, machte gute Geschäfte und sie hätte gewiss ein Vermögen

erworben, wenn nicht unglücklicherweise sie selbst ihre beste Kunde gewesen wäre. Sie verkaufte auch Tabak, und ich sah sie oft vor ihrem Laden stehen mit ihrer roth aufgedunsenen Schnupftabaksnase, eine lebende Reklame, die manchen gefühlvollen Seemann anlockte.

Zu den schönen Eigenschaften meines Vaters gehörte vorzüglich seine große Höflichkeit, die er, als ein wahrhaft vornehmer Mann, ebenso sehr gegen Arme wie gegen Reiche ausübte. Ich bemerkte dieses besonders in den oberwähnten Sitzungen, wo er, den armen Leuten ihre Geldtüte verabreichend, ihnen immer einige höfliche Worte sagte.

Ich konnte da etwas lernen, und in der That, mancher berühmte Wohlthäter, der den armen Leuten immer die Tüte an den Kopf warf, daß man mit jedem Thaler auch ein Loch in den Kopf bekam, hätte hier bei meinem höflichen Vater etwas lernen können. Er befragte die meisten armen Weiber nach ihrem Befinden und er war so gewohnt an die Redeformel: „ich habe die Ehre“, daß er sie auch anwandte, wenn er mancher Bettel, die etwa unzufrieden und patzig, die Thüre zeigte.

Gegen die alte Flader war er am höflichsten

und er bot ihr immer einen Stuhl. Sie war auch wirklich so schlecht auf den Beinen und konnte mit ihrer Handkrücke kaum forthumpeln.

Als sie zum letzten Mal zu meinem Vater kam, um ihr Monatsgeld abzuholen, war sie so zusammenfallend, dass ihr Enkel, der Jupp, sie führen musste. Dieser warf mir einen sonderbaren Blick zu, als er mich an dem Tische neben meinem Vater sitzen sah. Die Alte erhielt außer der kleinen Tüte auch noch eine ganz große Privattüte von meinem Vater und sie ergoss sich in einen Strom von Segenswünschen und Thränen.

Es ist fürchterlich, wenn eine alte Großmutter so stark weint. Ich hätte selbst weinen können, und die alte Frau mochte es mir wohl anmerken. Sie konnte nicht genug rühmen, welch ein hübsches Kind ich sei, und sie sagte, sie wollte die Muttergottes bitten, dafür zu sorgen, dass ich niemals im Leben Hunger leiden und bei den Leuten betteln müsse.*

*) „Ich ward bedrängt von schwarzen Sorgen,
Ich musste lügen, ich musste borgen
Bei reichen Buben und alten Vetteln —
Ich glaube sogar, ich musste betteln"
klagt Heine in einem seiner „Lazarus"-Gedichte (Band XVIII, S. 147).

Mein Vater ward über diese Worte etwas verdrießlich, aber die Alte meinte es ehrlich; es lag in ihrem Blick etwas so geisterhaftes aber zugleich frömmiges und liebreiches, und sie sagte zuletzt zu ihrem Enkel: geh, Jupp, und küsse dem lieben Kinde die Hand. Der Jupp schnitt eine säuerliche Grimasse, aber er gehorchte dem Befehl der Großmutter; ich fühlte auf meiner Hand seine brennenden Lippen wie den Stich einer Viper. Schwerlich konnte ich sagen, warum, aber ich zog aus der Tasche alle meine Fettmännchen und gab sie dem Jupp, der mit einem roh blöden Gesicht sie Stück vor Stück zählte und endlich ganz gelassen in die Tasche seiner Bux steckte.

Zur Belehrung des Lesers bemerke ich, daß „Fettmännchen" der Name einer fettigdicken Kupfermünze ist, die ungefähr einen Sou werth ist.

Die alte Flader ist bald darauf gestorben, aber der Jupp ist gewiß noch am Leben, wenn er nicht seitdem gehenkt worden ist. — Der böse Bube blieb unverändert. Schon den andern Tag nach unserm Zusammentreffen bei meinem Vater begegnete ich ihm auf der Straße. Er ging mit seiner wohlbekannten langen Fischerruthe. Er schlug mich

wieder mit diesem Stecken, warf auch wieder nach mir mit einigen Rossäpfeln und schrie wieder das fatale Haarüh! und zwar so laut und die Stimme des Dreckmichels so treu nachahmend, dass der Esel desselben, der sich mit dem Karren zufällig in einer Nebengasse befand, den Ruf seines Herrn zu vernehmen glaubte und ein fröhliches I-A erschallen ließ.

Wie gesagt, die Großmutter des Jupp ist bald darauf gestorben und zwar in dem Ruf einer Hexe, was sie gewiss nicht war, obgleich unsere Zippel steif und fest das Gegentheil behauptete.

Zippel war der Name einer noch nicht sehr alten Person, welche eigentlich Sibille hieß, meine erste Wärterin war und auch später im Hause blieb. Sie befand sich zufällig im Zimmer am Morgen der erwähnten Scene, wo die alte Flader mir so viele Lobsprüche ertheilte und die Schönheit des Kindes bewunderte. Als die Zippel diese Worte hörte, erwachte in ihr der alte Volkswahn, dass es den Kindern schädlich sei, wenn sie solchermaßen gelobt werden, dass sie dadurch erkranken oder von einem Übel befallen werden, und um das Übel abzuwenden, womit sie mich bedroht glaubte, nahm sie ihre Zuflucht zu dem vom Volks-

glauben als probat empfohlenen Mittel, welches darin besteht, dass man das gelobte Kind dreimal anspucken muss. Sie kam auch gleich auf mich zugesprungen und spuckte mir hastig dreimal auf den Kopf.

Doch dieses war erst ein provisorisches Bespeien, denn die Wissenden behaupten, wenn die bedenkliche Lobspende von einer Hexe gemacht worden, so könne der böse Zauber nur durch eine Person gebrochen werden, die ebenfalls eine Hexe, und so entschloss sich die Zippel noch denselben Tag zu einer Frau zu gehen, die ihr als Hexe bekannt war und ihr auch, wie ich später erfahren, manche Dienste durch ihre geheimnisvolle und verbotene Kunst geleistet hatte. Diese Hexe bestrich mir mit ihrem Daumen, den sie mit Speichel angefeuchtet, den Scheitel des Hauptes, wo sie einige Haare abgeschnitten; auch andere Stellen bestrich sie solchermaßen, während sie allerlei Abrakadabra-Unsinn dabei murmelte, und so ward ich vielleicht schon frühe zum Teufelspriester ordiniert.

Jedenfalls hat diese Frau, deren Bekanntschaft mir seitdem verblieb, mich späterhin, als ich schon erwachsen, in die geheime Kunst iniziert.

Ich bin zwar selbst kein Hexenmeister geworden, aber ich weiß, wie gehext wird,*) und besonders weiß ich, was keine Hexerei ist.

Jene Frau nannte man die Meisterin oder auch die Göchin, weil sie aus Goch gebürtig war, wo auch ihr verstorbener Gatte, der das verrufene Gewerbe eines Scharfrichters trieb, sein Domizil hatte und von nah und fern zu Amtsverrichtungen gerufen wurde. Man wusste, dass er seiner Wittwe mancherlei Arkana hinterlassen, und diese verstand es, diesen Ruf auszubeuten.

Ihre besten Kunden waren Bierwirthe, denen sie die Todtenfinger verkaufte, die sie noch aus der Verlassenschaft ihres Mannes zu besitzen vorgab. Das sind Finger eines gehenkten Diebes und sie dienen dazu, das Bier im Fasse wohlschmeckend zu machen und zu vermehren. Wenn man nämlich den Finger eines Gehenkten, zumal eines unschuldig Gehenkten, an einem Bindfaden befestigt im Fasse hinabhängen läßt, so wird das Bier dadurch nicht

*) Heine hatte allerdings die merkwürdigsten Studien über Hexenwesen gemacht, sein Buch: „Elementargeister" (Werke, Band VII) ist ein wahres Handbuch des Volksaberglaubens.

bloß wohlschmeckender, sondern man kann aus besagtem Fasse doppelt, ja vierfach so viel zapfen, wie aus einem gewöhnlichen Fasse von gleicher Größe. Aufgeklärte Bierwirthe pflegen ein razionaleres Mittel anzuwenden, um das Bier zu vermehren, aber es verliert dadurch an Stärke.

Auch von jungen Leuten zärtlichen Herzens hatte die Meisterin viel Zuspruch und sie versah sie mit Liebestränken, denen sie in ihrer charlatanischen Latinitätswuth, wo sie das Latein noch lateinischer klingen lassen wollte, den Namen eines Philtrariums ertheilte; den Mann, der den Trank seiner Schönen eingab, nannte sie den Philtrarius und die Dame hieß dann die Philtrariata.

Es geschah zuweilen, daß das Philtrarium seine Wirkung verfehlte oder gar eine entgegengesetzte hervorbrachte. So hatte z. B. ein ungeliebter Bursche, der seine spröde Schöne beschwatzt hatte, mit ihm eine Flasche Wein zu trinken, ein Philtrarium unversehens in ihr Glas gegossen und er bemerkte auch in dem Benehmen seiner Philtrariata, sobald sie getrunken hatte, eine seltsame Veränderung, eine gewisse Benautigkeit, die er für den Durchbruch einer Liebesbrunst hielt,

und glaubte sich dem großen Momente nahe. Aber ach! als er die Erröthende jetzt gewaltsam in seine Arme schloss, drang ihm ein Duft in die Nase, der nicht zu den Parfümerien Amors gehört, er merkte, dass das Philtrarium vielmehr als ein Laxarium agirte, und seine Leidenschaft ward dadurch gar widerwärtig abgekühlt.

Die Meisterin rettete den Ruf ihrer Kunst, indem sie behauptete den unglücklichen Philtrarius missverstanden und geglaubt zu haben, er wolle von seiner Liebe geheilt sein.

Besser als ihre Liebestränke waren die Rathschläge, womit die Meisterin ihre Philtrarien begleitete; sie rieth nämlich, immer etwas Gold in der Tasche zu tragen, indem Gold sehr gesund sei und besonders dem Liebenden Glück bringe. Wer erinnert sich nicht hier an des ehrlichen Jagos Worte im „Othello", wenn er dem verliebten Rodrigo sagt: „Take monney in your pocket!"*)

Mit dieser großen Meisterin stand nun unsere Zippel in intimer Bekanntschaft, und wenn es jetzt

*) Abgesehen von dem kleinen orthographischen Fehler in monney ist das Citat auch sonst nicht genau; Jago sagt: „Put money in your purse!"

nicht eben mehr Liebestränke waren, die sie hier kaufte, so nahm sie doch die Kunst der Göchin manchmal in Anspruch, wenn es galt, an einer beglückten Nebenbuhlerin, die ihren eigenen ehemaligen Schatz heirathete, sich zu rächen, indem sie ihr Unfruchtbarkeit, oder dem Ungetreuen die schnödeste Entmannung anhexen ließ. Das Unfruchtbarmachen geschah durch Nestelknüpfen. Das ist sehr leicht: man begiebt sich in die Kirche, wo die Trauung der Brautleute stattfindet, und in dem Augenblick, wo der Priester über dieselben die Trauungsformel ausspricht, läßt man ein eisernes Schloß, welches man unter der Schürze verborgen hielt, schnell zuklappen; so wie jenes Schloß, verschließt sich auch jetzt der Schoß der Neuvermählten.

Die Ceremonien, welche bei der Entmannung beobachtet werden, sind so schmutzig und haarsträubend grauenhaft, daß ich sie unmöglich mittheilen kann. Genug, der Patient wird nicht im gewöhnlichen Sinne unfähig gemacht, sondern in der wahren Bedeutung des Wortes seiner Geschlechtlichkeit beraubt, und die Hexe, welche im Besitze des Raubes bleibt, bewahrt folgendermaßen dieses corpus delicti, dieses Ding ohne Namen,

welches sie auch kurzweg „das Ding" nennt; die lateinsüchtige Göcherin nannte es immer einen Numen Pompilius, wahrscheinlich eine Reminiscenz an König Numa, den weisen Gesetzgeber, den Schüler der Nymphe Egeria, der gewiss nie geahnt, wie schändlich sein ehrlicher Namen einst missbraucht würde.

Die Hexe verfährt wie folgt. Das Ding, dessen sie sich bemächtigt, legt sie in ein leeres Vogelnest und befestigt dasselbe ganz hoch zwischen den belaubten Zweigen eines Baumes; auch die Dinger, die sie später ihren Eigenthümern entwenden konnte, legt sie in dasselbe Vogelnest, doch so, dass nie mehr als ein halb Dutzend darin zu liegen kommen. Im Anfang sind die Dinger sehr kränklich und miserabel, vielleicht durch Emozion und Heimweh, aber die frische Luft stärkt sie und sie geben Laute von sich wie das Zirpen von Zikaden. Die Vögel, die den Baum umflattern, werden davon getäuscht und meinen, es seien noch unbefiederte Vögel, und aus Barmherzigkeit kommen sie mit Speise in ihren Schnäblein, um die mutterlosen Waisen zu füttern, was diese sich wohl gefallen lassen, so dass sie dadurch erstarken, ganz fett und gesund werden, und nicht mehr leise zirpen, sondern laut zwitschern.

Drob freut sich nun die Hexe, und in kühlen Sommernächten, wenn der Mond recht deutsch-sentimental herunterscheint, setzt sich die Hexe unter den Baum, horchend dem Gesang der Dinger, die sie dann ihre süßen Nachtigallen nennt.

Sprenger in seinem „Hexenhammer", „malleus maleficarum", erwähnt auch diese Verruchtheiten der Unholdinnen in Bezug auf obige Zauberei, und ein alter Autor, den Scheible in seinem „Kloster" *) citiert und dessen Name mir entfallen, erzählt, wie die Hexen oft gezwungen werden, ihre Beute den Entmannten zurückzugeben.

Die Hexe begeht den Mannheitsdiebstahl aber meistens in der Absicht, von den Entmannten durch die Restitution ein sogenanntes Kostgeld zu erpressen. Bei dieser Zurückgabe des entwendeten Gegenstands giebt es zuweilen Verwechselungen und qui-pro-quo's, die sehr ergötzlicher Art, und

*) Am 27. Oktober 1853 schreibt Heine an Campe (Band XXII, S. 344): „Besitzen Sie etwa in der Buchhandlung den neunten Theil von Scheible's „Kloster" (Mythologie der deutschen Volkssagen enthaltend), so bitte ich, mir dieses Buch zu schicken; besitzen Sie es nicht, so schreiben Sie gefälligst umgehend nach Leipzig, dass man mir es hierher zuschicke".

ich kenne die Geschichte eines Domherrn, dem ein falscher Numa Pompilius zurückgeliefert ward, der, wie die Haushälterin des geistlichen Herrn, seine Nymphe Egeria, behauptete, eher einem Türken als einem Christenmenschen angehört haben mußte.

Als einst ein solcher Entmannter auf Restitution drang, befahl ihm die Hexe, eine Leiter zu nehmen und ihr in den Garten zu folgen, dort auf den vierten Baum hinaufzusteigen und in einem Vogelnest, das er hier befestigt fände, das verlorene Gut wieder herauszusuchen. Der arme Mensch befolgte die Instruktion, hörte aber, wie die Hexe ihm lachend zurief: Ihr habt eine zu große Meinung von Euch. Ihr irrt Euch, was Ihr da herausgezogen, gehört einem sehr großen geistlichen Herrn, und ich käme in die größte Schererei, wenn es mir abhanden käme. —

Es war aber wahrlich nicht die Hexerei, was mich zuweilen zur Göcherin trieb. Ich unterhielt die Bekanntschaft mit der Göcherin, und ich mochte wohl schon in einem Alter von sechzehn Jahren sein, als ich öfter als früher nach ihrer Wohnung ging, hingezogen von einer Hexerei, die stärker war als alle ihre lateinisch bombastischen Philtraria.

Sie hatte nämlich eine Nichte, welche ebenfalls kaum 16 Jahre alt war, aber, plötzlich aufgeschossen zu einer hohen schlanken Gestalt, viel älter zu sein schien. Das plötzliche Wachsthum war auch Schuld, dass sie äußerst mager war. Sie hatte jene enge Taille, welche wir bei den Quarteronen in Westindien bemerken, und da sie kein Corset und kein Dutzend Unterröcke trug, so glich ihre eng anliegende Kleidung dem nassen Gewand einer Statue. Keine marmorne Statue konnte freilich mit ihr an Schönheit wetteifern, da sie das Leben selbst und jede Bewegung die Rhythmen ihres Leibes, ich möchte sagen sogar die Musik ihrer Seele offenbarte. Keine von den Töchtern der Niobe hatte ein edler geschnittenes Gesicht; die Farbe desselben wie ihre Haut überhaupt war von einer etwas wechselnden Weiße. Ihre großen tiefdunklen Augen sahen aus, als hätten sie ein Räthsel aufgegeben und warteten ruhig auf die Lösung, während der Mund mit den schmalen hochaufgeschürzten Lippen und den kreideweißen, etwas länglichen Zähnen zu sagen schien: du bist zu dumm und wirst vergebens rathen.

Ihr Haar war roth, ganz blutroth und hing in langen Locken bis über ihre Schultern hinab,

so dass sie dasselbe unter dem Kinn zusammen-binden konnte. Das gab ihr aber das Aussehen, als habe man ihr den Hals abgeschnitten und in rothen Strömen quölle daraus hervor das Blut.

Die Stimme der Josepha, oder des rothen „Sefchen", wie man die schöne Nichte der Göcherin nannte, war nicht besonders wohllautend und ihr Sprachorgan war manchmal bis zur Klanglosigkeit verschleiert; doch plötzlich, wenn die Leidenschaft eintrat, brach der metallreichste Ton hervor, der mich ganz besonders durch den Umstand ergriff, dass die Stimme der Josepha mit der meinigen eine so große Ähnlichkeit hatte.

Wenn sie sprach, erschrak ich zuweilen und glaubte, mich selbst sprechen zu hören und auch ihr Gesang erinnerte mich an Träume, wo ich mich selber mit derselben Art und Weise singen hörte.

Sie wusste viele alte Volkslieder und hat vielleicht bei mir den Sinn für diese Gattung geweckt, wie sie gewiss den größten Einfluss auf den erwachenden Poeten übte, so dass meine ersten Gedichte der „Traumbilder", die ich bald darauf schrieb, ein düstres und grausames Kolorit

haben*) wie das Verhältnis, daß damals seine blutrünstigen Schatten in mein junges Leben und Denken warf.

Unter den Liedern, die Josepha sang, war ein Volkslied, das sie von der Zippel gelernt, und welches diese auch mir in meiner Kindheit oft vorgesungen, so daß ich zwei Strophen im Gedächtnis behielt, die ich um so lieber hier mittheilen will, da ich das Gedicht in keiner der vorhandenen Volksliedersammlungen fand. Sie lauten folgendermaßen — zuerst spricht der böse Tragig:**)

„Otilje lieb, Otilje mein,
Du wirst wohl nicht die letzte sein —
Sprich, willst du hängen am hohen Baum?
Oder willst du schwimmen im blauen See?
Oder willst du küssen das blanke Schwert,
Was der liebe Gott bescheert?"

---

*) In der Vorrede zu der französischen Ausgabe seiner Gedichte (vom Juni 1855) bemerkt Heine: „Meine ersten lyrischen Produktionen finden sich in den ‚Nachtstücken' — (den „Traumbildern" der deutschen Ausgabe) — und datieren von 1816. Es sind die vier ersten Gedichte und sie gehörten einem Cyklus toller Traumbilder an. Zu derselben Zeit schrieb ich ‚Die beiden Grenadiere'."

**) Deutlich so im Manuskript. Vielleicht liegt ein Schreibfehler vor.

Hierauf antwortet Otilje:

„Ich will nicht hängen am hohen Baum
Ich will nicht schwimmen im blauen See,
Ich will küssen das blanke Schwert,
Was der liebe Gott bescheert!“

Als das rothe Sefchen einst das Lied singend an das Ende dieser Strophe kam und ich ihr die innere Bewegung abmerkte, ward auch ich so erschüttert, daß ich in ein plötzliches Weinen ausbrach, und wir fielen uns beide schluchzend in die Arme, sprachen kein Wort, wohl eine Stunde lang, während uns die Thränen aus den Augen rannen und wir uns wie durch einen Thränenschleier ansahen.

Ich bat Sefchen, mir jene Strophen aufzuschreiben, und sie that es, aber sie schrieb sie nicht mit Tinte, sondern mit ihrem Blute; das rothe Autograph kam mir später abhanden, doch die Strophen blieben mir unauslöschlich im Gedächtnis.

Der Mann der Göchin war der Bruder von Sefchen's Vater, welcher ebenfalls Scharfrichter war, doch da derselbe früh starb, nahm die Göchin das kleine Kind zu sich. Aber als bald darauf ihr Mann starb und sie sich in Düsseldorf ansiedelte, übergab sie das Kind dem Großvater, welcher

ebenfalls Scharfrichter war un im Westphälischen wohnte.

Hier, in dem „Freihaus", wie man die Scharfrichterei zu nennen pflegt, verharrte Seschen bis zu ihrem vierzehnten Jahre, wo der Großvater starb und die Göchin die ganz Verwaiste wieder zu sich nahm.

Durch die Unehrlichkeit ihrer Geburt führte Seschen von ihrer Kindheit bis ins Jungfrauenalter ein vereinsamtes Leben und gar auf dem Freihof ihres Großvaters war sie von allem gesellschaftlichen Umgang abgeschieden. Daher ihre Menschenscheu, ihr sensitives Zusammenzucken vor jeder fremden Berührung, ihr geheimnisvolles Hinträumen, verbunden mit dem störrigsten Trutz, mit der patzigsten Halsstarrigkeit und Wildheit.

Sonderbar! sogar in ihren Träumen, wie sie mir einst gestand, lebte sie nicht mit Menschen, sondern sie träumte nur von Thieren.

In der Einsamkeit der Scharfrichterei konnte sie sich nur mit den alten Büchern des Großvaters beschäftigen, welcher letztere ihr zwar Lesen und Schreiben selbst lehrte, aber doch äußerst wortkarg war.

Manchmal war er mit seinen Knechten auf mehrere Tage abwesend, und das Kind blieb dann allein im Freihaus, welches nahe am Hochgericht in einer waldigen Gegend sehr einsam gelegen war. Zu Hause blieben nur drei alte Weiber mit greisen Wackelköpfen, die beständig ihre Spinnräder schnurren ließen, hüstelten, sich zankten und viel Brantewein tranken.

Besonders in Winternächten, wo der Wind draußen die alten Eichen schüttelte, und der große flackernde Kamin so sonderbar heulte, ward es dem armen Sefchen sehr unheimlich im einsamen Hause; denn alsdann fürchtete man auch den Besuch der Diebe, nicht der lebenden, sondern der todten, der gehenkten, die vom Galgen sich losgerissen und an die niederen Fensterscheiben des Hauses klopften und Einlaß verlangten, um sich ein bischen zu wärmen. Sie schneiden so jämmerlich verfrorene Grimassen. Man kann sie nur dadurch verscheuchen, daß man aus der Eisenkammer ein Richtschwert holt und ihnen damit droht; alsdann huschen sie wie ein Wirbelwind von dannen.

Manchmal lockt sie nicht bloß das Feuer des Heerdes, sondern auch die Absicht, die ihnen vom

Scharfrichter gestohlenen Finger wieder zu stehlen. Hat man die Thür nicht hinlänglich verriegelt, so treibt sie auch noch im Tode das alte Diebesgelüste, und sie stehlen die Laken aus den Schränken und Betten. Eine von den alten Frauen, die einst einen solchen Diebstahl noch zeitig bemerkte, lief dem todten Diebe nach, der im Winde das Laken flattern ließ, und einen Zipfel erfassend, entriſs sie ihm den Raub, als er den Galgen erreicht hatte und sich auf das Gebälke desselben flüchten wollte.

Nur an Tagen, wo der Großvater sich zu einer großen Hinrichtung anschickte, kamen aus der Nachbarschaft die Collegen zum Besuche, und dann wurde gesotten, gebraten, geschmaust, getrunken, wenig gesprochen und gar nicht gesungen. Man trank aus silbernen Bechern, statt daſs dem unehrlichen Freimeister oder gar seinen Freiknechten in den Wirthshäusern, wo sie einkehrten, nur eine Kanne mit hölzernem Deckel gereicht wurde, während man allen anderen Gästen aus Kannen mit zinnernen Deckeln zu trinken gab. An manchen Orten wird das Glas zerbrochen, woraus der Scharfrichter getrunken; niemand spricht mit ihm,

jeder vermeidet die geringste Berührung. Diese Schmach ruht auf seiner ganzen Sippschaft, weshalb auch die Scharfrichterfamilien nur untereinander heirathen.

Als Seschen, wie sie mir erzählte, schon acht Jahr alt war, kamen an einem schönen Herbsttage eine ungewöhnliche Anzahl von Gästen aufs Gehöft des Großvaters, obgleich eben keine Hinrichtung oder sonstige peinliche Amtspflicht zu vollstrecken stand. Es waren ihrer wohl über ein Dutzend, fast alle sehr alte Männchen mit eisgrauen oder kahlen Köpfchen, die unter ihren langen rothen Mänteln ihr Richtschwert und ihre sonntäglichsten, aber ganz altfränkischen Kleider trugen. Sie kamen, wie sie sagten, um zu „tagen", und was Küche und Keller am kostbarsten besaß, ward ihnen beim Mittagsmahl aufgetischt.

Es waren die ältesten Scharfrichter aus den entferntesten Gegenden, hatten einander lange nicht gesehen, schüttelten sich unaufhörlich die Hände, sprachen wenig, und oft in einer geheimnisvollen Zeichensprache und amüsierten sich in ihrer Weise, das heißt „moulet tristement", wie Froissart von

den Engländern sagte, die nach der Schlacht bei Poitiers banquettierten.

Als die Nacht hereinbrach, schickte der Hausherr seine Knechte aus dem Hause, befahl der alten Schaffnerin, aus dem Keller drei Dutzend Flaschen seines besten Rheinweins zu holen und auf den Steintisch zu stellen, der draußen vor den großen, einen Halbkreis bildenden Eichen stand; auch die Eisenleuchter für die Kienlichter befahl er dort aufzustellen und endlich schickte er die Alte nebst den zwei anderen Betteln mit einem Vorwande aus dem Hause. Sogar an des Hofhundes kleinem Stall, wo die Planken eine Öffnung ließen, verstopfte er dieselben mit einer Pferdedecke; der Hund ward sorgsam angekettet.

Das rothe Sefchen ließ der Großvater im Hause, er gab ihr den Auftrag, den großen silbernen Pokal, worauf die Meergötter mit ihren Delphinen und Muscheltrompeten abgebildet, rein auszuschwenken und auf den erwähnten Steintisch zu stellen, — dann aber, setzte er mit Befangenheit hinzu, solle sie sich unverzüglich in ihrem Schlafkämmerlein zu Bette begeben.

Den Neptunspokal hat das rothe Sefchen ganz

gehorsamlich ausgeschwenkt und auf den Steintisch zu den Weinflaschen gestellt, aber zu Bette ging sie nicht, und von Neugier getrieben verbarg sie sich hinter einem Gebüsche nahe bei den Eichen, wo sie zwar wenig hören, jedoch alles genau sehen konnte, was vorging.

Die fremden Männer mit dem Großvater an ihrer Spitze kamen feierlich paarweis herangeschritten und setzten sich auf hohen Holzblöcken im Halbkreis um den Steintisch, wo die Harzlichter angezündet worden und ihre ernsthaften, steinharten Gesichter gar grauenhaft beleuchteten.

Sie saßen lange schweigend, oder vielmehr in sich hineinmurmelnd, vielleicht betend. Dann goß der Großvater den Pokal voll Wein, den jeder nun austrank und mit wieder neu eingeschenktem Wein seinem Nachbar zustellte; nach jedem Trunk schüttelte man sich auch biderbe die Hände.

Endlich hielt der Großvater eine Anrede, wovon das Sefchen wenig hören konnte und gar nichts verstand, die aber sehr traurige Gegenstände zu behandeln schien, da große Thränen aus des alten Mannes Augen herabtropften und auch die anderen alten Männer bitterlich zu weinen an-

fingen, was ein entsetzlicher Anblick war, da diese Leute sonst so hart und verwittert aussahen wie die grauen Steinfiguren vor einem Kirchenportal — und jetzt schossen Thränen aus den stieren Steinaugen, und sie schluchzten wie die Kinder.

Der Mond sah dabei so melancholisch aus seinen Nebelschleiern am sternlosen Himmel, daſs der kleinen Lauscherin das Herz brechen wollte vor Mitleid. Besonders rührte sie der Kummer eines kleinen alten Mannes, der heftiger als die anderen weinte und so laut jammerte, daſs sie ganz gut einige seiner Worte vernahm — er rief unaufhörlich: „O Gott! o Gott! das Unglück dauert schon so lange, das kann eine menschliche Seele nicht länger tragen. O Gott, Du bist ungerecht, ja ungerecht.“ — Seine Genossen schienen ihn nur mit großer Mühe beschwichtigen zu können.

Endlich erhob sich wieder die Versammlung von ihren Sitzen, sie warfen ihre rothen Mäntel ab, und jeder sein Richtschwert unterm Arme haltend, je zwei und zwei begaben sie sich hinter einen Baum, wo schon ein eiserner Spaten bereit stand, und mit diesem Spaten schaufelte einer von

ihnen in wenigen Augenblicken eine tiefe Grube. Jetzt trat Seschens Großvater heran, welcher seinen rothen Mantel nicht wie die anderen abgelegt hatte, und langte darunter ein weißes Paquet hervor, welches sehr schmal, aber über eine Brabandter Elle lang sein mochte und mit einem Bettlaken umwickelt war; er legte dasselbe sorgsam in die offene Grube, die er mit großer Hast wieder zudeckte.

Das arme Seschen konnte es in seinem Versteck nicht länger aushalten; bei dem Anblick jenes geheimnisvollen Begräbnisses sträubten sich ihre Haare, das arme Kind trieb die Seelenangst von dannen, sie eilte in ihr Schlafkämmerlein, barg sich unter die Decke und schlief ein.

Am anderen Morgen erschien dem Seschen alles wie ein Traum, aber da sie hinter dem bekannten Baum den aufgefrischten Boden sah, merkte sie wohl, dass alles Wirklichkeit war. Sie grübelte lange darüber nach, was dort wohl vergraben sein mochte: ein Kind? ein Thier? ein Schatz? — sie sagte aber niemandem ein Sterbenswort von dem nächtlichen Begebnis, und da die Jahre vergingen, trat dasselbe in den Hintergrund ihres Gedächtnisses.

Erst fünf Jahre später, als der Großvater gestorben und die Göcherin ankam, um das Mädchen nach Düsseldorf abzuholen, wagte dasselbe der Muhme ihr Herz zu öffnen. Diese aber war über die seltsame Geschichte weder erschrocken noch verwundert, sondern höchlich erfreut, und sie sagte, daſs weder ein Kind noch eine Katze, noch ein Schatz in der Grube verborgen läge, wohl aber das alte Richtschwert des Großvaters, womit derselbe hundert armen Sündern den Kopf abgeschlagen habe. Nun sei es aber Brauch und Sitte der Scharfrichter, daſs sie ein Schwert, womit hundertmal das hochnothpeinliche Amt verrichtet worden, nicht länger behalten oder gar benutzen; denn ein solches Richtschwert sei nicht wie andere Schwerter, es habe mit der Zeit ein heimliches Bewuſstsein bekommen und bedürfe am Ende der Ruhe im Grabe wie ein Mensch.

Auch werden solche Schwerter, meinen Viele, durch das viele Blutvergießen zuletzt grausam und sie lechzen manchmal nach Blut, und oft um Mitternacht könne man deutlich hören, wie sie im Schranke, wo sie aufgehenkt sind, leidenschaftlich

rasseln und rumoren*); ja, einige werden so tückisch und boshaft ganz wie Unsereins und bethören den Unglücklichen, der sie in Händen hat, so sehr, daſs er die besten Freunde damit verwundet. So habe mal in der Göcherin eigenen Familie ein Bruder den andern mit einem solchen Schwerte erstochen.

Nichtsdestoweniger gestand die Göcherin, daſs man mit einem solchen Hundertmordschwert die kostbarsten Zauberstücke verrichten könne, und noch in derselben Nacht hatte sie nichts eiligeres zu thun, als an dem bezeichneten Baum das verscharrte Richtschwert auszugraben, und sie verwahrte es seitdem unter anderem Zaubergeräthe in ihrer Rumpelkammer.

Als sie einst nicht zu Hause war, bat ich Sefchen, mir jene Kuriosität zu zeigen. Sie ließ sich nicht lange bitten, ging in die besagte Kammer und trat gleich darauf hervor mit einem ungeheuren Schwerte, das sie trotz ihrer schmächtigen

---

*) Etwas ähnliches findet sich in Brentano's „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl" (vgl. auch Heine's Werke, Band VI, S. 189).

Arme sehr kräftig schwang, während sie schalkhaft drohend die Worte sang:

„Willst du küssen das blanke Schwert,
Das der liebe Gott bescheert?“

Ich antwortete darauf in derselben Tonart: „Ich will nicht küssen das blanke Schwert — ich will das rothe Sefchen küssen!“ und da sie sich aus Furcht, mich mit dem fatalen Stahl zu verletzen, nicht zur Gegenwehr setzen konnte, mußte sie es geschehen lassen, daß ich mit großer Herzhaftigkeit die feinen Hüften umschlang und die trutzigen Lippen küßte. Ja, trotz dem Richtschwert, womit schon hundert arme Schelme geköpft worden, und trotz der Infamia, womit jede Berührung des unehrlichen Geschlechtes Jeden behaftet, küßte ich die schöne Scharfrichterstochter.

Ich küßte sie nicht bloß aus zärtlicher Neigung, sondern auch aus Hohn gegen die alte Gesellschaft und alle ihre dunklen Vorurtheile, und in diesem Augenblicke loderten in mir auf die ersten Flammen jener zwei Passionen, welchen mein späteres Leben gewidmet blieb: die Liebe für schöne Frauen und die Liebe für die französische Revolution, den modernen furor francese, wovon auch ich er-

griffen ward im Kampf mit den Landsknechten des Mittelalters.

Ich will meine Liebe für Josepha nicht näher beschreiben. So viel aber will ich gestehen, daß sie doch nur ein Präludium war, welches den großen Tragödien meiner reiferen Periode voranging. So schwärmt Romeo erst für Rosalinde, ehe er seine Julia sieht.

In der Liebe giebt es ebenfalls, wie in der römisch-katholischen Religion, ein provisorisches Fegfeuer, in welchem man sich erst an das Gebratenwerden gewöhnen soll, ehe man in die wirkliche ewige Hölle geräth.

Hölle? Darf man der Liebe mit solcher Unart erwähnen? Nun, wenn ihr wollt, will ich sie auch mit dem Himmel vergleichen. Leider ist in der Liebe nie genau zu ermitteln, wo sie anfängt, mit der Hölle oder mit dem Himmel die größte Ähnlichkeit zu bieten, so wie man auch nicht weiß, ob nicht die Engel, die uns darin begegnen, etwa verkappte Teufel sind, oder ob die Teufel dort nicht manchmal verkappte Engel sein mögen.

Aufrichtig gesagt: welche schreckliche Krankheit ist die Frauenliebe! Da hilft keine Inokulation,

wie wir leider gesehen.*) Sehr gescheidte und erfahrene Ärzte rathen zu Ortsveränderung und meinen, mit der Entfernung von der Zauberin zerreiße auch der Zauber. Das Prinzip der Homöopathie, wo das Weib uns heilet von dem Weibe, ist vielleicht das probateste.

So viel wirst du gemerkt haben, theurer Leser, daß die Inokulation der Liebe, welche meine Mutter in meiner Kindheit versuchte*), keinen günstigen Erfolg hatte. Es stand geschrieben, daß ich von dem großen Übel, den Pocken des Herzens, stärker als andere Sterbliche heimgesucht werden sollte, und mein Herz trägt die schlechtvernarbten Spuren in so reichlicher Fülle, daß es aussieht wie die Gipsmaske des Mirabeau oder wie die Façade des Palais Mazarin nach den glorreichen Juliustagen oder gar wie die Reputation der größten tragischen Künstlerin.**)

Giebt es aber gar kein Heilmittel gegen das fatale Gebreste? Jüngst meinte ein Psychologe

---

*) Die betreffende Stelle gehört zu den von Max Heine vernichteten Blättern.

**) Rachel.

man könnte dasselbe bewältigen, wenn man gleich im Beginn des Ausbruchs einige geeignete Mittel anwende. Diese Vorschrift mahnt jedoch an das alte naive Gebetbuch, welches Gebete für alle Unglücksfälle, womit der Mensch bedroht ist, und unter anderen ein mehrere Seiten langes Gebet enthält, das der Schieferdecker abbeten solle, sobald er sich vom Schwindel ergriffen fühle und in Gefahr sei, vom Dache herabzufallen.

Ebenso thöricht ist es, wenn man einem Liebeskranken anräth, den Anblick seiner Schönen zu fliehen und sich in der Einsamkeit an der Brust der Natur Genesung zu suchen. Ach, an dieser grünen Brust wird er nur Langeweile finden, und es wäre rathsamer, daſs er, wenn nicht alle seine Energie erloschen, an ganz anderen und sehr weißen Brüsten wo nicht Ruhe, sondern heilsame Unruhe suchte; denn das wirksamste Gegengift gegen die Weiber sind die Weiber; freilich hieße das, den Satan durch Belzebub bannen, und dann ist in solchem Falle die Medizin oft noch verderblicher als die Krankheit. Aber es ist immer eine Chance, und in trostlosen Liebeszuständen ist der Wechsel der Inamorata gewiſs das Rathsamste, und mein

Vater dürfte auch hier mit Recht sagen: jetzt muss man ein neues Fässchen anstechen.

Ja, lasst uns zu meinem lieben Vater zurückkehren, dem irgend eine mildthätige alte Weiberseele meinen öfteren Besuch bei der Göcherin und meine Neigung für das rothe Sefchen denunziert hatte. Diese Denunziationen hatten jedoch keine andere Folge, als meinem Vater Gelegenheit zu geben, seine liebenswürdige Höflichkeit zu bekunden. Denn Sefchen sagte mir bald, ein sehr vornehmer und gepuderter Mann in Begleitung eines Andern sei ihr auf der Promenade begegnet, und als ihm sein Begleiter einige Worte zugeflüstert, habe er sie freundlich angesehen und im Vorbeigehen grüßend seinen Hut vor ihr abgezogen.

Nach der näheren Beschreibung erkannte ich in dem grüßenden Manne meinen lieben gütigen Vater.

Nicht dieselbe Nachsicht zeigte er, als man ihm einige irreligiöse Spöttereien, die mir entschlüpft, hinterbrachte. Man hatte mich der Gottesleugnung angeklagt, und mein Vater hielt mir deswegen eine Standrede, die längste, die er wohl je gehalten und die folgendermaßen lautete: „Lieber

Sohn! Deine Mutter läßt Dich beim Rektor Schallmeyer Philosophie studieren. Das ist ihre Sache. Ich, meines Theils, liebe nicht die Philosophie, denn sie ist lauter Aberglauben, und ich bin Kaufmann und habe meinen Kopf nöthig für mein Geschäft. Du kannst Philosoph sein, so viel du willst, aber ich bitte Dich, sage nicht öffentlich, was Du denkst, denn Du würdest mir im Geschäft schaden, wenn meine Kunden erführen, daß ich einen Sohn habe, der nicht an Gott glaubt; besonders die Juden würden keine Velveteens mehr bei mir kaufen, und sind ehrliche Leute, zahlen prompt und haben auch Recht, an der Religion zu halten. Ich bin Dein Vater und also älter als Du und dadurch auch erfahrener; Du darfst mir also auf's Wort glauben, wenn ich mir erlaube, Dir zu sagen, daß der Atheismus eine große Sünde ist."

Anhang.

I.

Erhaltene Bruchstücke
aus
Heine's ersten Memoiren.

Einzelne Blätter aus den ersten Memoiren.

Gefunden im Manuscripte der zweiten Bearbeitung.

I.

(Zu Seite 120.)

— — — Citazionen in allen Sprachen. Unter andern fand ich oft den französischen Vers:

„Où l'innocence périt il est un crime de vivre."

Die Familientradizionen über diesen Großoheim machten einen solchen Eindruck auf den Knaben, daß meine jugendliche Phantasie sich Tag und Nacht mit ihm beschäftigte, daß ich mich ganz in ihn hineinlebte, daß ich das Leben des längstverstorbenen Mannes gleichsam fortzusetzen glaubte.

Während mehrerer Jahre träumte ich, wie einen fortlaufenden Roman, die früheren Erinnerungen jenes Lebens. Örtlichkeiten und Zu-

stände, die ich vorher nie gesehen, erschienen mir wie alte Bekannte. Ich sah hier Menschen mit wildfremden Trachten, deren fremdklingende Sprache mir dennoch verständlich war, während ihre Physiognomien mir alte Liebe oder verjährten Hass einflößten. Ich selbst sprach dabei von Dingen, wovon ich früher keine Ahnung hatte, und dieses retrospektive Traumleben ließ Empfindungen und Gedanken in mir zurück, die vielleicht im Widerspruch mit meinem eigentlichen Naturell, dennoch mein späteres Tichten und Trachten bestimmten.

Doch dieses Thema könnte mich zu weit führen. Zu rechter Zeit fällt mir auch ein, dass charitable Personen unlängst sogar in wohlbezahlten Inseraten dem Publico insinuierten, ich spräche immer mit besonderem eitlem Wohlgefallen von meiner Sippschaft mütterlicher Seite, während ich von der väterlichen Sippschaft sorgsam schwiege; dies geschähe, meinten sie, aus demselben Grunde, wesshalb auch Goethe in seinen Memoiren seinen Großvater, den Schultheiß, der mit hoher Peruque im Römer saß, so wohlgefällig oft erwähnt und mit keinem Wort von seinem andern Großvater spricht, der als ein ehrsames Schneiderlein bescheiden auf

seinem Tische hockte und die Hosen der freien Reichsstadt Frankfurt ausbesserte.

Ich habe zu solchen Insinuazionen immer achselzuckend geschwiegen und dem lieben Gott gedankt, daß man mir nichts Schlimmeres nachzusagen wisse.

Die Thatsache hat ganz ihre Richtigkeit, nur die Interpretazion ist falsch und wer mich kennt, weiß, wie wenig Geburtsdünkel in meiner Natur liegt.*) Ich sprach wenig von meinen väterlichen Sippen und Magen, weil mein Vater, der als Fremder sich in Düsseldorf niedergelassen, dort keine alten Muhmen besaß, die mich in seine Familienchronik frühzeitig einweihen konnten, und er selbst,

*) Die Stelle lautete ursprünglich:

„— — und wer mich kennt, weiß, wie wenig Geburtsdünkel mein Fehler ist und jedes Verbergen in dieser Beziehung mir in meinem demokratischen Stolze — —".

Es ist nicht unmöglich, daß Heine im Hinblick auf eine Dame seiner Verwandtschaft jenes beißende Gedicht geschrieben:

O Gräfin Gudel von Gudelfeld,
Dir huldigt die Menschheit, denn du hast Geld! 2c.

(Werke, Band XVIII, S. 134: „Hoffahrt".)

bei seiner Schweigsamkeit, mich nie mit alten Geschichten unterhielt.

Nur einmal, als ich noch ein kleines Bübchen, stellte ich ihm eine dahin gerichtete Frage — ich erinnere mich, es war an einem jener schönen, sonnigen Sonntage, die ich zu Hause zubringen durfte, während ich die übrigen Wochentage in der öden Klosterschule schmachtete, da bat ich meinen Vater, mir zu sagen, wer mein Großvater gewesen sei? und halb unwirsch halb lachend gab jener mir zur Antwort: Dein Großvater war ein kleiner Jude und hatte einen großen Bart.

Kaum trat ich des andern Tags in den großen Schulsaal des Klosters, wo bereits meine kleinen Kameraden versammelt waren, so berichtete ich ihnen gleich die große Neuigkeit, die mir mein Vater mitgetheilt, und sie ging gleich von Mund zu Munde, und dabei wurde geschrieen und gelärmt und wurden die Bänke umgeschmissen, die Tintenfässer auf den Boden geworfen, sogar die Tafeln purzelten von den Wänden, und der laute Refrain war immer der Großvater, der ein kleiner Jude war und einen großen Bart hatte.

Als der Lehrer plötzlich in den tosenden Saal

trat und nach dem Urheber dieses Unfugs forschte, ward die ganze Schuld auf meinen Großvater geschoben, und da ich denselben nicht verläugnete, trafen mich die Prügel, die — —

II.

(Zu Seite 125.)

— — Die Rechtsbestimmungen (der Römer) in Bezug auf Testamente sankzionieren hier den grinsenden Eigenwillen der Selbstsucht, des starren Personaldünkels, der bis übers Leben hinaus seine Besitzthümer mißbrauchen will und der am Ende unter dem Namen familia nur seine Haussklaven kennt.

Doch ich will mich nicht in allgemeine Betrachtungen verlieren, und ich will die Gelegenheit benutzen, die sich mir hier bietet, einer Insinuazion zu begegnen, die vor mehr als sieben Jahren in diverse Journale eingeschmuggelt und seitdem sehr charitabel ausgebeutet worden. Jene Insinuazion besteht in der scharfsinnigen Entdeckung, daß ich in meinen Schriften immer von meiner Familie mütterlicherseits spräche und nie von meinen

väterlichen Sippen und Magen, ein eitles Verschweigen, das man auch in Wolfgang Goethe's Memoiren wahrnehme, wo beständig von dem Großvater, der als Schultheiß auf dem Römer zu Frankfurt stuhlte, die Rede ist — — — —

III.

(Vgl. Seite 134.)

— — Ich sagte oben, dass die Schönheit meines Vaters etwas Weibliches hatte. Keineswegs meinte ich hiermit einen Mangel an Männlichkeit, was gewiss von dem Sohn, der ein lebendes Zeugnis derselben ist, eine ebenso ungerechte wie unziemliche Äußerung wäre. Ich hatte nur seine äußere Erscheinung im Sinne, und da wollte ich nur andeuten, dass seine Formen nicht straff und drall und seine Gesichtszüge nicht strenggemessen waren, dass vielmehr alle Contouren bei ihm sich weich und zärtlich rundeten und auch seine Gesichtszüge nichts Markiertes hatten. In seinen späteren Jahren ward er wohlbeleibt, aber auch früher muss er etwas fett gewesen sein, wie ich

nach einem Porträt schließe, welches aus seiner ersten Jugendzeit datiert und das wir leider durch eine Feuersbrunst verloren.

Mein Vater wird hier dargestellt in rother Uniform, der Kopf kreideweiß gepudert und versehen mit einem höchst anmuthigen Haarbeutel. Das Porträt ist mit Pastelfarbe gemalt, was ein glücklicher Umstand ist, da die Ölfarbe durch ihre glatte Lasur allen rosigen Gesichtern, die keine hervortretenden Züge besitzen, eine gewisse Fadheit ertheilt, während die Pastelfarbe namentlich bei gepuderten Köpfen alle Fadheit des Gesichtes mit jenem Blüthenstaub verdeckt, die der Puder denselben anzustreuen pflegt, und das gepuderte Haar, das selbst auf Ölgemälden eine so schlechte Wirkung macht, gewährt dem Pastelmaler ein vortreffliches Mittel, jene fatale rosige Fadheit zu neutralisieren, zu poetisieren.

Auf dem erwähnten Porträt meines Vaters wird das Gesicht von dem kreideweiß gepuderten Haar und der weißen Kravatte ganz encadriert und erscheint dadurch dunkler und kräftiger. Auch die rothe Farbe der Uniform, die auf Ölgemälden so schauderhaft auszusehen pflegt, macht hier einen

guten Effekt, da ebenfalls das Gesicht dadurch gehoben wird.

Die Schönheit meines Vater auf jenem Porträt trägt weder den Typus der Antike, noch den Typus der Renaissance, sondern sie ist ganz modern, und wie der Haarbeutel bedeutsam ankündigt: sie gehört der sogenannten Haarbeutelperiode, welche wir auch Rokoko nennen, sie erinnert an einen hübschen Schäfer von Watteau auf einem der kostbarsten Fächer der Frau von Pompadour.

Die rothe Uniform auf dem Porträt ist eine hannövrische, und mein Vater trug sie etwa in seinem achtzehnten Jahr, als er im Gefolge des Prinzen Ernst von Cumberland den französischen Feldzug in Flandern mitmachte, ich glaube in der Eigenschaft eines Proviantmeisters, welches die Franzosen officier de bouche, die Deutschen einen Mehlwurm nennen. Doch seine Hauptcharge war die eines Günstlings des Prinzen, eines — — —

Tagebuchblätter aus den ersten Memoiren.

Briefe aus Helgoland über die Julirevolution.*)

Helgoland, den 1. Julius 1830.

— — Ich selber bin dieses Guerilla-Krieges müde und sehne mich nach Ruhe, wenigstens nach einem Zustand, wo ich mich meinen natürlichen Neigungen, meiner träumerischen Art und Weise, meinem phantastischen Sinnen und Grübeln ganz fessellos hingeben kann. Welche Ironie des Geschickes, daß ich, der ich mich so gerne auf die Pfühle des stillen beschaulichen Gemüthlebens bette, daß eben ich dazu bestimmt war, meine armen Mitdeutschen aus ihrer Behaglichkeit hervorzugeißeln und in die Bewegung hineinzuhetzen! Ich der ich mich am liebsten damit beschäftige, Wolken-

---

*) Vgl. den Brief auf S. 6 und 7.

züge zu beobachten, metrische Wortzauber zu erklügeln, die Geheimnisse der Elementargeister zu erlauschen, und mich in die Wunderwelt alter Märchen zu versenken . . . ich musste politische Annalen herausgeben, Zeitinteressen vortragen, revolutionäre Wünsche anzetteln, die Leidenschaften aufstacheln, den armen deutschen Michel beständig an der Nase zupfen, dass er aus seinem gesunden Riesenschlaf erwache . . . Freilich, ich konnte dadurch bei dem schnarchenden Giganten nur ein sanftes Niesen, keineswegs aber ein Erwachen bewirken . . . Und riss ich auch heftig an seinem Kopfkissen, so rückte er es sich doch wieder zurecht mit schlaftrunkener Hand . . . Einst wollte ich aus Verzweiflung seine Nachtmütze in Brand stecken, aber sie war so feucht von Gedankenschweiß, dass sie nur gelinde rauchte . . . und Michel lächelte im Schlummer . . .

Ich bin müde und lechze nach Ruhe. Ich werde mir ebenfalls eine deutsche Nachtmütze anschaffen und über die Ohren ziehen. Wenn ich nur wüsste, wo ich jetzt mein Haupt niederlegen kann. In Deutschland ist es unmöglich. Jeden Augenblick würde ein Polizeidiener herankommen

und mich rütteln, um zu erproben, ob ich wirklich schlafe; schon diese Idee verdirbt mir alles Behagen. Aber in der That, wo soll ich hin? Wieder nach Süden? Nach dem Lande, wo die Citronen blühen und die Goldorangen? Ach! vor jedem Citronenbaum steht dort eine östreichische Schildwache, und donnert dir ein schreckliches „Wer da!" entgegen. Wie die Citronen, so sind auch die Goldorangen jetzt sehr sauer. Oder soll ich nach Norden? Etwa nach Nordosten? Ach, die Eisbären sind jetzt gefährlicher als je, seitdem sie sich civilisieren und Glacéhandschuhe tragen. Oder soll ich wieder nach dem verteufelten England, wo ich nicht in effigie hängen, wie viel weniger in Person leben möchte! Man sollte Einem noch Geld dazu geben, um dort zu wohnen, und statt Dessen kostet Einem der Aufenthalt in England doppelt so Viel, wie an anderen Orten. Nimmermehr nach diesem schnöden Lande, wo die Maschinen sich wie Menschen, und die Menschen wie Maschinen gebärden. Das schnurrt und schweigt so beängstigend. Als ich dem hiesigen Gouverneur präsentiert wurde, und dieser Stockengländer mehre Minuten, ohne eine Wort zu sprechen, unbeweglich

vor mir stand, kam es mir unwillkürlich in den Sinn, ihn einmal von hinten zu betrachten, um nachzusehen, ob man etwa dort vergessen habe, die Maschinen aufzuziehen. Dass die Insel Helgoland unter brittischer Herrschaft steht, ist mir schon hinlänglich fatal. Ich bilde mir manchmal ein, ich röche jene Langeweile, welche Albion's Söhne überall ausdünsten. In der That, aus jedem Engländer entwickelt sich ein gewisses Gas, die tödtliche Stickluft der Langeweile, und Dieses habe ich mit eigenen Augen beobachtet, nicht in England, wo die Atmosphäre ganz davon geschwängert ist, aber in südlichen Ländern, wo der reisende Britte isoliert umherwandert, und, die graue Aureole der Langeweile, die sein Haupt umgiebt, in der sonnig blauen Luft recht schneidend sichtbar wird. Die Engländer freilich glauben, ihre dicke Langeweile sei ein Produkt des Ortes, und, um derselben zu entfliehen, reisen sie durch alle Lande, langweilen sich überall und kehren heim mit einem Diary of an ennuyé. Es geht ihnen, wie dem Soldaten, dem seine Kameraden, als er schlafend auf der Pritsche lag, Unrath unter die Nase rieben; als er erwachte, bemerkte er, es röche schlecht in der

Wachtstube, und er ging hinaus, kam aber bald zurück, und behauptete, auch draußen röche es übel, die ganze Welt stänke.

Einer meiner Freunde, welcher jüngst aus Frankreich kam, behauptete, die Engländer bereisten den Kontinent aus Verzweiflung über die plumpe Küche ihrer Heimat; an den französischen Table-d'hôten sähe man dicke Engländer, die Nichts als Vol-au-Vents, Crème, Süprèmes, Ragouts, Gelées und dergleichen luftige Speisen verschluckten, und zwar mit jenem kolossalen Appetite, der sich daheim an Roastbeefmassen und Yorkshirer Plumpudding geübt hatte, und wodurch am Ende alle französischen Gastwirthe zu Grunde gehen müssen. Ist etwa wirklich die Exploitation der Table-d'hôten der geheime Grund, weshalb die Engländer herumreisen? Während wir über die Flüchtigkeit lächeln, womit sie überall die Merkwürdigkeiten und Gemäldegalerien ansehen, sind sie es vielleicht, die uns mystificieren, und ihre belächelte Neugier ist Nichts als ein pfiffiger Deckmantel für ihre gastronomischen Absichten.

Aber wie vortrefflich auch die französische Küche, in Frankreich selbst soll es jetzt schlecht aussehen,

und die große Retirade hat noch kein Ende. Die Jesuiten florieren dort und singen Triumphlieder. Die dortigen Machthaber sind dieselben Thoren, denen man bereits vor fünfzig Jahren die Köpfe abgeschlagen ... Was half's! sie sind dem Grabe wieder entstiegen, und jetzt ist ihr Regiment thörichter als früher; denn als man sie aus dem Todtenreich ans Tageslicht herauflieẞ, haben Manche von ihnen in der Hast den ersten, besten Kopf aufgesetzt, der ihnen zur Hand lag, und da ereigneten sich gar heillose Missgriffe; die Köpfe passen manchmal nicht zu dem Rumpf und zu dem Herzen, das darin spukt. Da ist Mancher, welcher wie die Vernunft selbst auf der Tribüne sich ausspricht, so dass wir den klugen Kopf bewundern, und doch lässt er sich gleich darauf von dem unverbesserlich verrückten Herzen zu den dümmsten Handlungen verleiten ... Es ist ein grauenhafter Widerspruch zwischen den Gedanken und Gefühlen, den Grundsätzen und Leidenschaften, den Reden und den Thaten dieser Revenants!

Oder soll ich nach Amerika, nach diesem ungeheuren Freiheitsgefängnis, wo die unsichtbaren Ketten mich noch schmerzlicher drücken würden, als

zu Hause die sichtbaren, und wo der widerwärtigste aller Tyrannen, der Pöbel, seine rohe Herrschaft ausübt! Du weißt, wie ich über dieses gottverfluchte Land denke, das ich einst liebte, als ich es nicht kannte ... Und doch muß ich es öffentlich loben und preisen, aus Metierpflicht ... Ihr lieben deutschen Bauern! geht nach Amerika! dort giebt es weder Fürsten noch Adel, alle Menschen sind dort gleich, gleiche Flegel ... mit Ausnahme freilich einiger Millionen, die eine schwarze oder braune Haut haben und wie die Hunde behandelt werden! Die eigentliche Sklaverei, die in den meisten nordamerikanischen Provinzen abgeschafft, empört mich nicht so sehr, wie die Brutalität, womit dort die freien Schwarzen und die Mulatten behandelt werden. Wer auch nur im entferntesten Grade von einem Neger stammt, und wenn auch nicht mehr in der Farbe, sondern nur in der Gesichtsbildung eine solche Abstammung verräth, muß die größten Kränkungen erdulden, Kränkungen, die uns in Europa fabelhaft dünken. Dabei machen diese Amerikaner großes Wesen von ihrem Christenthum und sind die eifrigsten Kirchengänger. Solche Heuchelei haben sie von den Engländern gelernt,

die ihnen übrigens ihre schlechtesten Eigenschaften zurückließen. Der weltliche Nutzen ist ihre eigentliche Religion, und das Geld ist ihr Gott, ihr einziger, allmächtiger Gott. Freilich, manches edle Herz mag dort im Stillen die allgemeine Selbstsucht und Ungerechtigkeit bejammern. Will es aber gar dagegen ankämpfen, so harret seiner ein Märtyrthum das alle europäischen Begriffe übersteigt. Ich glaube, es war in Newyork, wo ein protestantischer Prediger über die Mißhandlung der farbigen Menschen so empört war, daß er, dem grausamen Vorurtheil trotzend, seine eigene Tochter mit einem Neger verheirathete. Sobald diese wahrhaft christliche That bekannt wurde, stürmte das Volk nach dem Hause des Predigers, der nur durch die Flucht dem Tode entrann; aber das Haus ward demoliert, und die Tochter des Predigers, das arme Opfer, ward vom Pöbel ergriffen und musste seine Wuth entgelten. She was flinshed, d. h. sie ward splitternackt ausgekleidet, mit Theer bestrichen, in den aufgeschnittenen Federbetten herumgewälzt, in solcher anklebenden Federhülle durch die ganze Stadt geschleift und verhöhnt . . .

O Freiheit, du bist ein böser Traum!

Helgoland, den 8. Julius.

— — Da gestern Sonntag war, und eine bleierne Langeweile über der ganzen Insel lag und mir fast das Haupt eindrückte, griff ich aus Verzweiflung zur Bibel . . . und ich gestehe es dir, trotzdem, daſs ich ein heimlicher Hellene bin, hat mich das Buch nicht bloß gut unterhalten, sondern auch weidlich erbaut. Welch ein Buch! groß und weit wie die Welt, wurzelnd in die Abgründe der Schöpfung und hinaufragend in die blauen Geheimnisse des Himmels . . . Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, Verheißung und Erfüllung, Geburt und Tod, das ganze Drama der Menschheit, Alles ist in diesem Buche . . . Es ist das Buch der Bücher, Biblia. Die Juden sollten sich leicht trösten, daſs sie Jerusalem und den Tempel und die Bundeslade und die goldenen Geräthe und Kleinodien Salomonis eingebüßt haben . . . solcher Verlust ist doch nur geringfügig in Vergleichung mit der Bibel, dem unzerstörbaren Schatze, den sie gerettet. Wenn ich nicht irre, war es Muhammed, welcher die Juden „das Volk des Buches“ nannte, ein Name, der ihnen bis heutigen Tag im Oriente verblieben und tiefsinnig bezeichnend ist. Ein Buch

ist ihr Vaterland, ihr Besitz, ihr Herrscher, ihr Glück und ihr Unglück. Sie leben in den umfriedeten Marken dieses Buches, hier üben sie ihr unveräußerliches Bürgerrecht, hier kann man sie nicht verjagen, nicht verachten, hier sind sie stark und bewundrungswürdig. Versenkt in der Lektüre dieses Buches, merkten sie wenig von den Veränderungen, die um sie her in der wirklichen Welt vorfielen; Völker erhuben sich und schwanden, Staaten blühten empor und erloschen, Revolutionen stürmten über den Erdboden . . . sie aber, die Juden, lagen gebeugt über ihrem Buche und merkten Nichts von der wilden Jagd der Zeit, die über ihre Häupter dahinzog!

Wie der Prophet des Morgenlandes sie „das Volk des Buches" nannte, so hat sie der Prophet des Abendlandes*) in seiner Philosophie der Geschichte als „das Volk des Geistes" bezeichnet. Schon in ihren frühesten Anfängen, wie wir im Pentateuch bemerken, bekunden die Juden ihre Vorneigung für das Abstrakte, und ihre ganze Religion

*) „der Prophet des Abendlandes, Hegel", steht in der französischen Ausgabe.

ist Nichts als ein Akt der Dialektik, wodurch Materie und Geist getrennt, und das Absolute nur in der alleinigen Form des Geistes anerkannt wird. Welche schauerlich isolierte Stellung mussten sie einnehmen unter den Völkern des Alterthums, die, dem freudigsten Naturdienste ergeben, den Geist vielmehr in den Erscheinungen der Materie, in Bild und Symbol, begriffen! Welche entsetzliche Opposition bildeten sie deshalb gegen das buntgefärbte, hieroglyphenwimmelnde Ägypten, gegen Phönicien, den großen Freudetempel der Astarte, oder gar gegen die schöne Sünderin, das holde, süßduftige Babylon, und endlich gar gegen Griechenland, die blühende Heimat der Kunst!

Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, wie das Volk des Geistes sich allmählich ganz von der Materie befreit, sich ganz spiritualisiert. Moses gab dem Geiste gleichsam materielle Bollwerke gegen den realen Andrang der Nachbarvölker; rings um das Feld, wo er Geist gesäet, pflanzte er das schroffe Ceremonialgesetz und eine egoistische Nationalität als schützende Dornhecke. Als aber die heilige Geistpflanze so tiefe Wurzel geschlagen und so himmelhoch emporgeschossen, dass sie nicht mehr ausgereutet

werden konnte, da kam Jesus Christus und riß das Ceremonialgesetz nieder, das fürder keine nützliche Bedeutung mehr hatte, und er sprach sogar das Vernichtungsurtheil über die jüdische Nationalität ... Er berief alle Völker der Erde zur Theilnahme an dem Reiche Gottes, das früher nur einem einzigen auserlesenen Gottesvolke gehörte, er gab der ganzen Menschheit das jüdische Bürgerrecht ... Das war eine große Emancipationsfrage, die jedoch weit großmüthiger gelöst wurde, wie die heutigen Emancipationsfragen in Sachsen und Hannover ... Freilich, der Erlöser, der seine Brüder vom Ceremonialgesetz und der Nationalität befreite, und den Kosmopolitismus stiftete, ward ein Opfer seiner Humanität, und der Stadtmagistrat von Jerusalem ließ ihn kreuzigen und der Pöbel verspottete ihn ...

Aber nur der Leib ward verspottet und gekreuzigt, der Geist ward verherrlicht, und das Märtyrthum des Triumphators, der dem Geiste die Weltherrschaft erwarb, ward Sinnbild dieses Sieges, und die ganze Menschheit strebte seitdem, in imitationem Christi, nach leiblicher Abtödtung und übersinnlichem Aufgehen im absoluten Geiste ...

Wann wird die Harmonie wieder eintreten, wann wird die Welt wieder gesunden von dem einseitigen Streben nach Vergeistigung, dem tollen Irrthume, wodurch sowohl Seele wie Körper erkrankten! Ein großes Heilmittel liegt in der politischen Bewegung und in der Kunst. Napoleon und Goethe haben trefflich gewirkt. Jener, indem er die Völker zwang, sich allerlei gesunde Körperbewegung zu gestatten; Dieser, indem er uns wieder für griechische Kunst empfänglich machte und solide Werke schuf, woran wir uns, wie an marmornen Götterbildern, festklammern können, um nicht unterzugehen im Nebelmeer des absoluten Geistes . . .

Helgoland, den 18. Julius.

Im alten Testamente habe ich das erste Buch Mosis ganz durchgelesen. Wie lange Karavanenzüge, zog die heilige Vorwelt durch meinen Geist. Die Kamele ragen hervor. Auf ihrem hohen Rücken sitzen die verschleierten Rosen von Kanaan. Fromme Viehhirten, Ochsen und Kühe vor sich hintreibend. Das zieht über kahle Berge, heiße Sandflächen,

wo nur hie und da eine Palmengruppe zum Vorschein kommt und Kühlung fächelt. Die Knechte graben Brunnen. Süßes, stilles, hellsonniges Morgenland! Wie lieblich ruht es sich unter deinen Zelten! O Laban, könnte ich deine Herden weiden! Ich würde dir gerne sieben Jahre dienen um Rahel, und noch andere sieben Jahre für die Lea, die du mir in den Kauf giebst: Ich höre, wie sie blöcken, die Schafe Jakob's, und ich sehe, wie er ihnen die geschälten Stäbe vorhält, wenn sie in der Brunstzeit zur Tränke gehn. Die gesprenkelten gehören jetzt uns. Unterdessen kommt Ruben nach Hause und bringt seiner Mutter einen Strauß Judaim, die er auf dem Felde gepflückt. Rahel verlangt die Judaim, und Lea giebt sie ihr mit der Bedingung, daß Jakob dafür die nächste Nacht bei ihr schlafe. Was sind Judaim? Die Kommentatoren haben sich vergebens darüber den Kopf zerbrochen. Luther weiß sich nicht besser zu helfen, als daß er diese Blumen ebenfalls Judaim nennt. Es sind vielleicht schwäbische Gelbveiglein. Die Liebesgeschichte von der Dina und dem jungen Sichem hat mich sehr gerührt. Ihre Brüder Simeon und Levy haben jedoch die Sache nicht so sentimentalisch aufgefasst.

Abscheulich ist es, daß sie den unglücklichen Sichem und alle seine Angehörigen mit grimmiger Hinterlist erwürgten, obgleich der arme Liebhaber sich anheischig machte, ihre Schwester zu heirathen, ihnen Länder und Güter zu geben, sich mit ihnen zu einer einzigen Familie zu verbünden, obgleich er bereits in dieser Absicht sich und sein ganzes Volk beschneiden ließ. Die beiden Burschen hätten froh sein sollen, daß ihre Schwester eine so glänzende Partie machte, die angelobte Verschwägerung war für ihren Stamm von höchstem Nutzen, und dabei gewannen sie außer der kostbarsten Morgengabe auch eine gute Strecke Land, dessen sie eben sehr bedurften ... Man kann sich nicht anständiger aufführen, wie dieser verliebte Sichemprinz, der am Ende doch nur aus Liebe die Rechte der Ehe anticipiert hatte .... Aber Das ist es, er hatte ihre Schwester geschwächt, und für dieses Vergehen giebt es bei jenen ehrstolzen Brüdern keine andere Buße, als den Tod ... und wenn der Vater sie ob ihrer blutigen That zu Rede stellt und die Vortheile erwähnt, die ihnen die Verschwägerung mit Sichem verschafft hätte, antworten sie: „Sollten wir etwa Handel treiben mit der Jungferschaft unsrer Schwester?“

Störrige, grausame Herzen, diese Brüder! Aber unter dem harten Stein duftet das zarteste Sittlichkeitsgefühl. Sonderbar, dieses Sittlichkeitsgefühl, wie es sich noch bei anderen Gelegenheiten im Leben der Erzväter äußert, ist nicht Resultat einer positiven Religion oder einer politischen Gesetzgebung — nein, damals gab es bei den Vorfahren der Juden weder positive Religion, noch politisches Gesetz, beides entstand erst in späterer Zeit. Ich glaube daher behaupten zu können, die Sittlichkeit ist unabhängig von Dogma und Legislation, sie ist ein reines Produkt des gesunden Menschengefühls, und die wahre Sittlichkeit, die Vernunft des Herzens, wird ewig fortleben, wenn auch Kirche und Staat zu Grunde gehen.

Ich wünschte, wir besäßen ein anderes Wort zur Bezeichnung Dessen, was wir jetzt Sittlichkeit nennen. Wir könnten sonst verleitet werden, die Sittlichkeit als ein Produkt der Sitte zu betrachten. Die romanischen Völker sind in demselben Falle, indem ihr morale von mores abgeleitet worden. Aber wahre Sittlichkeit ist, wie von Dogma und Legislation, so auch von den Sitten eines Volks unabhängig. Letztere sind Erzeugnisse des Klimas,

der Geschichte, und aus solchen Faktoren entstanden Legislation und Dogmatik. Es giebt daher eine indische, eine chinesische, eine christliche Sitte, aber es giebt nur eine einzige, nämlich eine menschliche Sittlichkeit. Diese lässt sich vielleicht nicht im Begriff erfassen, und das Gesetz der Sittlichkeit, das wir Moral nennen, ist nur eine dialektische Spielerei. Die Sittlichkeit offenbart sich in Handlungen, und nur in den Motiven derselben, nicht in ihrer Form und Farbe, liegt die sittliche Bedeutung. Auf dem Titelblatt von Golowin's Reise nach Japan stehen als Motto die schönen Worte, welche der russische Reisende von einem vornehmen Japanesen vernommen: „Die Sitten der Völker sind verschieden, aber gute Handlungen werden überall als solche anerkannt werden."

So lange ich denke, habe ich über diesen Gegenstand, die Sittlichkeit, nachgedacht. Das Problem über die Natur des Guten und Bösen, das seit anderthalb Jahrtausend alle große Gemüther in quälende Bewegung gesetzt, hat sich bei mir nur in der Frage von der Sittlichkeit geltend gemacht.

Aus dem alten Testament springe ich manch=

mal ins neue, und auch hier überschauert mich die Allmacht des großen Buches. Welchen heiligen Boden betritt hier dein Fuß! Bei dieser Lektüre sollte man die Schuhe ausziehen, wie in der Nähe von Heiligthümern.

Die merkwürdigsten Worte des neuen Testaments sind für mich die Stelle im Evangelium Johannis, Kap. XVI, Vers 12 u. 13. „Ich habe euch noch Viel zu sagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen. Wenn aber Jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, Der wird euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht von sich selbst reden, sondern, was er hören wird, Das wird er reden, und was zukünftig ist, wird er euch verkündigen." Das letzte Wort ist also nicht gesagt worden, und hier ist vielleicht der Ring, woran sich eine neue Offenbarung knüpfen lässt. Sie beginnt mit der Erlösung vom Worte, macht dem Märtyrthum ein Ende, und stiftet das Reich der ewigen Freude: das Millennium. Alle Verheißungen finden zuletzt die reichste Erfüllung.

Eine gewisse mystische Doppelsinnigkeit ist vorherrschend im neuen Testamente. Eine kluge Abschweifung, nicht ein System sind die Worte: „Gieb

Cäsarn, was des Cäsars, und Gott, was Gottes ist.“ So auch, wenn man Christum frägt: „Bist du König der Juden?“ ist die Antwort ausweichend. Ebenfalls auf die Frage, ob er Gottes Sohn sei. Muhammed zeigt sich weit offener, bestimmter. Als man ihn mit einer ähnlichen Frage anging, nämlich, ob er Gottes Sohn sei, antwortete er: „Gott hat keine Kinder.“

Welch ein großes Drama ist die Passion! Und wie tief ist es motiviert durch die Prophezeiungen des alten Testamentes! Sie konnte nicht umgangen werden, sie war das rothe Siegel der Beglaubnis, testamentum. Gleich den Wundern, so hat auch die Passion als Annonce gedient . . . Wenn jetzt ein Heiland aufsteht, braucht er sich nicht mehr kreuzigen zu lassen, um seine Lehre eindrücklich zu veröffentlichen . . . er lässt sie ruhig drucken, und annonciert das Büchlein in der Allgemeinen Zeitung mit sechs Kreuzern die Zeile Insertionsgebühr.

Welche süße Gestalt, dieser Gottmensch! Wie borniert erscheint, in Vergleichung mit ihm, der Heros des alten Testaments! Moses liebt sein Volk mit einer rührenden Innigkeit; wie eine Mutter, sorgt er für die Zukunft dieses Volks.

Christus liebt die Menschheit, jene Sonne umflammte die ganze Erde mit den wärmenden Strahlen seiner Liebe. Welch ein lindernder Balsam für alle Wunden dieser Welt sind seine Worte! Welch ein Heilquell für alle Leidende war das Blut, welches auf Golgatha floss! . . . Die weißen marmornen Griechengötter wurden bespritzt von diesem Blute, und erkrankten vor innerem Grauen, und konnten nimmermehr genesen! Die meisten freilich trugen schon längst in sich das verzehrende Siechthum, und nur der Schreck beschleunigte ihren Tod. Zuerst starb Pan. Kennst du die Sage, wie Plutarch sie erzählt? Diese Schiffersage des Alterthums ist höchst merkwürdig. — Sie lautet folgendermaßen:

Zur Zeit des Tiberius fuhr ein Schiff nahe an den Inseln Parä, welche an der Küste von Ätolien liegen, des Abends vorüber. Die Leute, die sich darauf befanden, waren noch nicht schlafen gegangen, und viele saßen nach dem Nachtessen beim Trinken, als man auf einmal von der Küste her eine Stimme vernahm, welche den Namen des Thamus (so hieß nämlich der Steuermann) so laut rief, dass Alle in die größte Verwunderung ge-

riethen. Beim ersten und zweiten Rufe schwieg Thamus, beim dritten antwortete er; worauf dann die Stimme mit noch verstärktem Tone diese Worte zu ihm sagte: „Wenn du auf die Höhe von Palodes anlangst, so verkündige, daſs der große Pan gestorben ist!“ Als er nun diese Höhe erreichte, vollzog Thamus den Auftrag, und rief vom Hintertheil des Schiffes nach dem Lande hin: „Der große Pan ist todt!“ Auf diesen Ruf erfolgten von dorther die sonderbarsten Klagetöne, ein Gemisch von Seufzen und Geschrei der Verwunderung, und wie von Vielen zugleich erhoben. Die Augenzeugen erzählten dies Ereignis in Rom, wo man die wunderlichsten Meinungen darüber äußerte. Tiberius ließ die Sache näher untersuchen und zweifelte nicht an der Wahrheit. —

Helgoland, den 29. Julius.

Ich habe wieder im alten Testamente gelesen. Welch ein großes Buch! Merkwürdiger noch, als der Inhalt, ist für mich diese Darstellung, wo das Wort gleichsam ein Naturprodukt ist, wie ein

Baum, wie eine Blume, wie das Meer, wie die Sterne, wie der Mensch selbst. Das sprosst, Das fließt, Das funkelt, Das lächelt, man weiß nicht wie, man weiß nicht warum, man findet Alles ganz natürlich. Das ist wirklich das Wort Gottes, statt dass andere Bücher nur von Menschenwitz zeugen. Im Homer, dem anderen großen Buche, ist die Darstellung ein Produkt der Kunst, und wenn auch der Stoff immer, eben so wie in der Bibel, aus der Realität aufgegriffen ist, so gestaltet er sich doch zu einem poetischen Gebilde, gleichsam umgeschmolzen im Tiegel des menschlichen Geistes; er wird geläutert durch einen geistigen Process, welchen wir die Kunst nennen. In der Bibel erscheint auch keine Spur von Kunst; Das ist der Stil eines Notizenbuchs, worin der absolute Geist, gleichsam ohne alle individuelle menschliche Beihilfe, die Tagesvorfälle eingezeichnet, ungefähr mit derselben thatsächlichen Treue, womit wir unsere Waschzettel schreiben. Über diesen Stil lässt sich gar kein Urtheil aussprechen, man kann nur seine Wirkung auf unser Gemüth konstatieren, und nicht wenig mussten die griechischen Grammatiker in Verlegenheit gerathen, als sie manche frappante Schön-

heiten in der Bibel nach hergebrachten Kunstbegriffen definieren sollten. Longinus spricht von Erhabenheit. Neuere Ästhetiker sprechen von Naivetät. Ach! wie gesagt, hier fehlen alle Maßstäbe der Beurtheilung ... die Bibel ist das Wort Gottes.

Nur bei einem einzigen Schriftsteller finde ich Etwas, was an jenen unmittelbaren Stil der Bibel erinnert. Das ist Shakespeare. Auch bei ihm tritt das Wort manchmal in jener schauerlichen Nacktheit hervor, die uns erschreckt und erschüttert; in den Shakespeare'schen Werken sehen wir manchmal die leibhaftige Wahrheit ohne Kunstgewand. Aber Das geschieht nur in einzelnen Momenten; der Genius der Kunst, vielleicht seine Ohnmacht fühlend, überließ hier der Natur sein Amt auf einige Augenblicke, und behauptet hernach um so eifersüchtiger seine Herrschaft in der plastischen Gestaltung und in der witzigen Verknüpfung des Dramas. Shakespeare ist zu gleicher Zeit Jude und Grieche, oder vielmehr beide Elemente, der Spiritualismus und die Kunst, haben sich in ihm versöhnungsvoll durchdrungen und zu einem höheren Ganzen entfaltet.

Ist vielleicht solche harmonische Vermischung

der beiden Elemente die Aufgabe der ganzen europäischen Civilisation? Wir sind noch sehr weit entfernt von einem solchen Resultate. Der Grieche Goethe, und mit ihm die ganze poetische Partei, hat in jüngster Zeit seine Antipathie gegen Jerusalem fast leidenschaftlich ausgesprochen. Die Gegenpartei, die keinen großen Namen an ihrer Spitze hat, sondern nur einige Schreihälse, wie z. B. der Jude Pustkuchen, der Jude Wolfgang Menzel, der Jude Hengstenberg, Diese erheben ihr pharisäisches Zeter um so krächzender gegen Athen und den großen Heiden.

Mein Stubennachbar, ein Justizrath aus Königsberg, der hier badet, hält mich für einen Pietisten, da er immer, wenn er mir seinen Besuch abstattet, die Bibel in meinen Händen findet. Er möchte mich deſshalb gern ein bisschen prickeln, und ein kaustisch ostpreußisches Lächeln beflimmert sein mageres hagestolzes Gesicht jedesmal, wenn er über Religion mit mir sprechen kann. Wir disputierten gestern über die Dreieinigkeit. Mit dem Vater ging es noch gut; Das ist ja der Weltschöpfer, und jedes Ding muſs seine Ursache haben. Es haperte schon bedeutend mit dem Glauben an den Sohn, den

sich der kluge Mann gern verbitten möchte, aber jedoch am Ende mit fast ironischer Gutmüthigkeit annahm. Jedoch die dritte Person der Dreieinigkeit, der heilige Geist, fand den unbedingtesten Widerspruch. Was der heilige Geist ist, konnte er durchaus nicht begreifen, und plötzlich auflachend rief er: „Mit dem heiligen Geist hat es wohl am Ende dieselbe Bewandtnis, wie mit dem dritten Pferde, wenn man Extrapost reist; man muss immer dafür bezahlen und bekömmt es doch nie zu sehen, dieses dritte Pferd."

Mein Nachbar, der unter mir wohnt, ist weder Pietist noch Rationalist, sondern ein Holländer, indolent und ausgebuttert wie der Käse, womit er handelt. Nichts kann ihn in Bewegung setzen, er ist das Bild der nüchternsten Ruhe, und sogar wenn er sich mit meiner Wirthin über sein Lieblingsthema, das Einsalzen der Fische, unterhält, erhebt sich seine Stimme nicht aus der plattesten Monotonie. Leider, wegen des dünnen Bretterbodens, muss ich manchmal dergleichen Gespräche anhören, und während ich hier oben mit dem Preußen über die Dreieinigkeit sprach, erklärte unten der Holländer, wie man Kabeljau, Laberdan und Stockfisch von einander

unterscheidet; es sei im Grunde Ein= und Dasselbe, und man bezeichne damit nur drei verschiedene Einsalzungsgrade.

Mein Hauswirth ist ein prächtiger Seemann, berühmt auf der ganzen Insel wegen seiner Unerschrockenheit in Sturm und Noth, dabei gutmüthig und sanft wie ein Kind. Er ist eben von einer großen Fahrt zurückgekehrt, und mit lustigem Ernste erzählte er mir von einem Phänomen, welches er gestern am 28. Juli auf der hohen See wahrnahm. Es klingt drollig. Mein Hauswirth behauptet nämlich, die ganze See roch nach frischgebackenem Kuchen, und zwar sei ihm der warme, delikate Kuchenduft so verführerisch in die Nase gestiegen, daſs ihm ordentlich weh ums Herz ward. Siehst du, Das ist ein Seitenstück zu dem neckenden Luftbild, das dem lechzenden Wanderer in der arabischen Sandwüste eine klare, erquickende Wasserfläche vorspiegelt. Eine gebackene Fata Morgana.

Helgoland, den 1. August.

— — Du hast keinen Begriff davon, wie das dolce far niente mir hier behagt. Ich habe kein

einziges Buch, das sich mit den Tagesinteressen beschäftigt, hieher mitgenommen. Meine ganze Bibliothek besteht aus Paul Warnefried's Geschichte der Longobarden, der Bibel, dem Homer und einigen Scharteken über Hexenwesen. Über Letzteres möchte ich gern ein interessantes Büchlein schreiben. Zu diesem Behufe beschäftigte ich mich jüngst mit Nachforschung über die letzten Spuren des Heidenthumnis der getauften modernen Zeit. Es ist höchst merkwürdig, wie lange und unter welchen Vermummungen sich die schönen Wesen der griechischen Fabelwelt in Europa erhalten haben. — Und im Grunde erhielten sie sich ja bei uns bis auf heutigen Tag, bei uns, den Dichtern. Letztere haben seit dem Sieg der christlichen Kirche immer eine stille Gemeinde gebildet, wo die Freude des alten Bilderdienstes, der jauchzende Götterglaube sich fortpflanzte von Geschlecht auf Geschlecht, durch die Tradition der heiligen Gesänge . . . Aber, ach! die ecclesia pressa, die den Homeros als ihren Propheten verehrt, wird täglich mehr und mehr bedrängt, der Eifer der schwarzen Familiaren wird immer bedenklicher angefacht. Sind wir bedroht mit einer neuen Götterverfolgung?

Furcht und Hoffnung wechseln ab in meinem Geiste, und mir wird sehr ungewiss zu Muthe.

— — Ich habe mich mit dem Meere wieder ausgesöhnt (du weißt, wir waren en délicatesse), und wir sitzen wieder des Abends beisammen und halten geheime Zwiegespräche. Ja, ich will die Politik und die Philosophie an den Nagel hängen und mich wieder der Naturbetrachtung und der Kunst hingeben. Ist doch all dieses Quälen und Abmühen nutzlos, und obgleich ich mich marterte für das allgemeine Heil, so wird doch dieses wenig dadurch gefördert. Die Welt bleibt nicht im starren Stillstand, aber im erfolglosesten Kreislauf. Einst, als ich noch jung und unerfahren, glaubte ich, dass, wenn auch im Befreiungskampfe der Menschheit der einzelne Kämpfer zu Grunde geht, dennoch die große Sache am Ende siege ... Und ich erquickte mich an jenen schönen Versen Byron's:

„Die Wellen kommen eine nach der andern herangeschwommen, und eine nach der andern zerbrechen sie und zerstieben sie auf dem Strande, aber das Meer selber schreitet vorwärts — —“

Ach! wenn man dieser Naturerscheinung länger zuschaut, so bemerkt man, daſs das vorwärts-geschrittene Meer nach einem gewissen Zeitlauf sich wieder in sein voriges Bett zurückzieht, später aufs Neue daraus hervortritt, mit derselben Heftigkeit das verlassene Terrain wieder zu gewinnen sucht, endlich kleinmüthig wie vorher die Flucht ergreift, und, dieses Spiel beständig wiederholend, dennoch niemals weiter kommt . . . Auch die Menschheit bewegt sich nach den Gesetzen von Ebbe und Fluth, und vielleicht auch auf die Geisterwelt übt der Mond seine siderischen Einflüsse. — —

Es ist heute junges Licht, und trotz aller wehmüthigen Zweifelsucht, womit sich meine Seele hin und her quält, beschleichen mich wunderliche Ahnungen . . . Es geschieht jetzt etwas Außerordentliches in der Welt . . . Die See riecht nach Kuchen, und die Wolkenmönche sahen vorige Nacht so traurig aus, so betrübt . . .

Ich wandelte einsam am Strand in der Abenddämmerung. Ringsum herrschte feierliche Stille. Der hochgewölbte Himmel glich der Kuppel einer gothischen Kirche. Wie unzählige Lampen, hingen darin die Sterne; aber sie brannten düster und

zitternd. Wie eine Wasserorgel, rauschten die Meereswellen; stürmische Choräle, schmerzlich verzweiflungsvoll, jedoch mitunter auch triumphierend. Über mir ein luftiger Zug von weißen Wolkenbildern, die wie Mönche aussahen, alle gebeugten Hauptes und kummervollen Blickes dahinziehend, eine traurige Procession . . . Es sah fast aus, als ob sie einer Leiche folgten . . . Wer wird begraben? Wer ist gestorben? sprach ich zu mir selber. Ist der große Pan todt?

Helgoland, den 6. August.

Während sein Heer mit den Longobarden kämpfte, saß der König der Heruler ruhig in seinem Zelte und spielte Schach. Er bedrohte mit dem Tode Denjenigen, der ihm eine Niederlage melden würde. Der Späher, der, auf einem Baume sitzend, dem Kampfe zuschaute, rief immer: „Wir siegen! wir siegen!“ — bis er endlich laut aufseufzte: „Unglücklicher König! Unglückliches Volk der Heruler!“ Da merkte der König, daß die Schlacht verloren, aber zu spät! Denn die Longo-

barden drangen zu gleicher Zeit in sein Zelt und erstachen ihn ...

Eben diese Geschichte las ich in Paul Warnefried, als das dicke Zeitungspacket mit den warmen, glühend heißen Neuigkeiten vom festen Lande ankam. Es waren Sonnenstrahlen, eingewickelt in Druckpapier, und sie entflammten meine Seele bis zum wildesten Brand. Mir war, als könnte ich den ganzen Ocean bis zum Nordpol anzünden mit den Gluthen der Begeisterung und der tollen Freude, die in mir loderten. Jetzt weiß ich auch, warum die ganze See nach Kuchen roch. Der Seine-Fluß hatte die gute Nachricht unmittelbar ins Meer verbreitet, und in ihren Krystallpalästen haben die schönen Wasserfrauen, die von jeher allem Heldenthum hold, gleich einen Thé-dansant gegeben, zur Feier der großen Begebenheiten, und deßhalb roch das ganze Meer nach Kuchen. Ich lief wie wahnsinnig im Hause herum, und küßte zuerst die dicke Wirthin, und dann ihren freundlichen Seewolf, auch umarmte ich den preußischen Justizkommissarius, um dessen Lippen freilich das frostige Lächeln des Unglaubens nicht ganz verschwand. Sogar den Holländer drückte ich an

mein Herz ... Aber dieses indifferente Fettgesicht blieb kühl und ruhig, und ich glaube, wär' ihm die Juliussonne in Person um den Hals gefallen, Mynheer würde nur in einen gelinden Schweiß, aber keineswegs in Flammen gerathen sein. Diese Nüchternheit inmitten einer allgemeinen Begeisterung ist empörend. Wie die Spartaner ihre Kinder vor der Trunkenheit bewahrten, indem sie ihnen als warnendes Beispiel einen berauschten Heloten zeigten, so sollten wir in unseren Erziehungsanstalten einen Holländer füttern, dessen sympathielose, gehäbige Fischnatur den Kindern einen Abscheu vor der Nüchternheit einflößen möge. Wahrlich, diese holländische Nüchternheit ist ein weit fataleres Laster, als die Besoffenheit eines Heloten. Ich möchte Mynheer prügeln ...

Aber nein, keine Excesse! Die Pariser haben uns ein so brillantes Beispiel von Schonung gegeben. Wahrlich, ihr verdient es, frei zu sein, ihr Franzosen, denn ihr tragt die Freiheit im Herzen. Dadurch unterscheidet ihr euch von euren armen Vätern, welche sich aus jahrtausendlicher Knechtschaft erhoben, und bei allen ihren Heldenthaten auch jene wahnsinnige Greuel ausübten, worüber

der Genius der Menschheit sein Antlitz verhüllte. Die Hände des Volks sind diesmal nur blutig geworden im Schlachtgewühle gerechter Gegenwehr, nicht nach dem Kampf. Das Volk verband selbst die Wunden seiner Feinde, und als die That abgethan war, ging es wieder ruhig an seine Tagesbeschäftigung, ohne für die große Arbeit auch nur ein Trinkgeld verlangt zu haben!

„Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!"

Du siehst wie berauscht ich bin, wie außer mir, wie allgemein . . . ich citiere Schiller's banalsten Vers.

Und den alten Knaben, dessen unverbesserliche Thorheit so viel Bürgerblut gekostet, haben die Pariser mit rührender Schonung behandelt. Er saß wirklich beim Schachspiel, wie der König der Heruler, als die Sieger in sein Zelt stürzten. Mit zitternder Hand unterzeichnete er die Abdankung. Er hat die Wahrheit nicht hören wollen. Er behielt ein offnes Ohr nur für die Lüge der Höflinge. Diese riefen immer: „Wir siegen! wir siegen!" Unbegreiflich war diese Zuversicht des kö-

niglichen Thoren ... Verwundert blickte er auf, als das „Journal des Débats," wie einst der Wächter während der Longobardenschlacht, plötzlich ausrief: „Malheureux roi! malheureuse France!"

Mit ihm, mit Karl X., hat endlich das Reich Karls des Großen ein Ende, wie das Reich des Romulus sich endigte mit Romulus Augustulus. Wie einst ein neues Rom, so beginnt jetzt ein neues Frankreich.

Es ist mir Alles noch wie ein Traum; besonders der Name Lafayette klingt mir wie eine Sage aus der frühesten Kindheit. Sitzt er wirklich jetzt wieder zu Pferde, kommandierend die Nationalgarde? Ich fürchte fast, es sei nicht wahr, denn es ist gedruckt. Ich will selbst nach Paris gehen, um mich mit leiblichen Augen davon zu überzeugen ... Es muss prächtig aussehen, wenn er dort durch die Straßen reitet, der Bürger beider Welten, der göttergleiche Greis, die silbernen Locken herabwallend über die heilige Schulter ... Er grüßt mit den alten lieben Augen die Enkel jener Väter, die einst mit ihm kämpften für Freiheit und Gleichheit ... Es sind jetzt sechzig

Jahr', dass er aus Amerika zurückgekehrt mit der Erklärung der Menschheitsrechte, den zehn Geboten des neuen Weltglaubens, die ihm dort offenbart wurden unter Kanonendonner und Blitz.... Dabei weht wieder auf den Thürmen von Paris die dreifarbige Fahne, und es klingt die Marseillaise!

Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marseillaise ... Ich bin wie beraûscht. Kühne Hoffnungen steigen leidenschaftlich empor, wie Bäume mit goldenen Früchten und wilden, wachsenden Zweigen, die ihr Laubwerk weit ausstrecken bis in die Wolken ... Die Wolken aber im raschen Fluge entwurzeln diese Riesenbäume und jagen damit von dannen. Der Himmel hängt voller Violinen, und auch ich rieche es jetzt, die See duftet nach frischgebackenen Kuchen. Das ist ein beständiges Geigen da droben in himmelblauer Freudigkeit, und Das klingt aus den smaragdenen Wellen wie heiteres Mädchengekicher. Unter der Erde aber kracht es und klopft es, der Boden öffnet sich, die alten Götter strecken daraus ihre Köpfe hervor, und mit hastiger Verwunderung fragen sie: „Was bedeutet der Jubel, der bis ins Mark der Erde

drang? Was giebt's Neues? Dürfen wir wieder hinauf?" Nein, ihr bleibt unten im Nebelheim, wo bald ein neuer Todesgenosse zu euch hinabsteigt .... „Wie heißt er?" Ihr kennt ihn gut, ihn, der euch einst hinabstieß in das Reich der ewigen Nacht ...

Pan ist todt!

Helgoland, den 10. August.

Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marseillaise ...

Fort ist meine Sehnsucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder, was ich will, was ich soll, was ich muß ... Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zaubersegen ausgesprochen ... Blumen! Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen zum Todeskampf. Und auch die Leier, reicht mir die Leier, damit ich ein Schlachtlied singe ... Worte gleich flammenden Sternen, die aus der Höhe herabschießen und die Paläste verbrennen und die Hütten erleuchten ... Worte gleich blan-

ken Wurfspeeren, die bis in den siebenten Himmel hinaufschwirren und die frommen Heuchler treffen, die sich dort eingeschlichen ins Allerheiligste ... Ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme!

Vielleicht auch ganz toll .. Von jenen wilden, in Druckpapier gewickelten Sonnenstrahlen ist mir einer ins Gehirn geflogen, und alle meine Gedanken brennen lichterloh. Vergebens tauche ich den Kopf in die See. Kein Wasser löscht dieses griechische Feuer. Aber es geht den Andern nicht viel besser. Auch die übrigen Badegäste traf der Pariser Sonnenstich, zumal die Berliner, die dieses Jahr in großer Anzahl hier befindlich und von einer Insel zur andern kreuzen, so daß man sagen konnte, die ganze Nordsee sei überschwemmt von Berlinern. Sogar die armen Helgolander jubeln vor Freude, obgleich sie die Ereignisse nur instinktmäßig begreifen. Der Fischer, welcher mich gestern nach der kleinen Sandinsel, wo man badet, überfuhr, lachte mich an mit den Worten: „Die armen Leute haben gesiegt!“ Ja, mit seinem Instinkt begreift das Volk die Ereignisse vielleicht besser, als wir mit allen unseren Hilfskenntnissen. So erzählte

mir einst Frau von Varnhagen, als man den Ausgang der Schlacht bei Leipzig noch nicht wusste, sei plötzlich die Magd ins Zimmer gestürzt mit dem Angstschrei: „Der Adel hat gewonnen.“

Diesmal haben die armen Leute den Sieg erfochten. „Aber es hilft ihnen Nichts, wenn sie nicht auch das Erbrecht besiegen!“ Diese Worte sprach der ostpreußische Justizrath in einem Tone, der mir sehr auffiel. Ich weiß nicht, warum diese Worte, die ich nicht begreife, mir so beängstigend im Gedächtnis bleiben. Was will er damit sagen, der trockene Kauz?

Diesen Morgen ist wieder ein Packet Zeitungen angekommen. Ich verschlinge sie wie Manna. Ein Kind, wie ich bin, beschäftigen mich die rührenden Einzelheiten noch weit mehr, als das bedeutungsvolle Ganze. O, könnte ich nur den Hund Medor sehen! Dieser interessiert mich weit mehr, als die Andern, die dem Philipp von Orleans mit schnellen Sprüngen die Krone apportiert haben. Der Hund Medor apportierte seinem Herrn Flinte und Patrontasche, und als sein Herr fiel und sammt seinen Mithelden auf dem Hofe des Louvre be-

graben wurde, da blieb der arme Hund, wie ein Steinbild der Treue, regungslos auf dem Grabe sitzen, Tag und Nacht, von den Speisen, die man ihm bot, nur wenig genießend, den größten Theil derselben in die Erde verscharrend, vielleicht als Atzung für seinen begrabenen Herrn!

Ich kann gar nicht mehr schlafen, und durch den überreizten Geist jagen die bizarrsten Nachtgesichter. Wachende Träume, die über einander hinstolpern, so dass die Gestalten sich abenteuerlich vermischen, und, wie im chinesischen Schattenspiel, sich jetzt zwerghaft verkürzen, dann wieder gigantisch verlängern; zum Verrücktwerden. In diesem Zustande ist mir manchmal zu Sinne, als ob meine eignen Glieder ebenfalls sich kolossal ausdehnten und dass ich, wie mit ungeheuer langen Beinen, von Deutschland nach Frankreich und wieder zurückliefe. Ja, ich erinnere mich, vorige Nacht lief ich solchermaßen durch alle deutsche Länder und Ländchen, und klopfte an den Thüren meiner Freunde, und störte die Leute aus dem Schlafe . . . Sie glotzten mich manchmal an mit verwunderten Glasaugen, so dass ich selbst erschrak und nicht gleich wusste, was ich eigentlich wollte und warum ich sie

weckte! Manche dicke Philister, die allzu widerwärtig schnarchten, stieß ich bedeutungsvoll in die Rippen, und gähnend frugen sie: „Wie viel Uhr ist es denn?“ In Paris, liebe Freunde, hat der Hahn gekräht; Das ist Alles, was ich weiß. — Hinter Augsburg, auf dem Wege nach München, begegneten mir eine Menge gothischer Dome, die auf der Flucht zu sein schienen und ängstlich wackelten. Ich selber, des vielen Umherlaufens satt, ich gab mich endlich ans Fliegen, und so flog ich von einem Stern zum andern. Sind aber keine bevölkerte Welten, wie Andere träumen, sondern nur glänzende Steinkugeln, öde und fruchtlos. Sie fallen nicht herunter, weil sie nicht wissen, worauf sie fallen können. Schweben dort oben auf und ab in der größten Verlegenheit. Kam auch in den Himmel. Thür und Thor stand offen. Lange, hohe, weithallende Säle mit altmodischen Vergoldungen, ganz leer, nur daß hie und da auf einem sammtnen Armsessel ein alter gepuderter Bedienter saß, in verblichen rother Livrée und gelinde schlummernd. In manchen Zimmern waren die Thürflügel aus ihren Angeln gehoben, an andern Orten waren die Thüren fest verschlossen und obendrein mit großen

runden Amtssiegeln dreifach versiegelt, wie in Häusern, wo ein Bankrott oder ein Todesfall eingetreten. Kam endlich in ein Zimmer, wo an einem Schreibpult ein alter dünner Mann saß, der unter hohen Papierstößen kramte. War schwarz gekleidet, hatte ganz weiße Haare, ein faltiges Geschäftsgesicht, und frug mich mit gedämpfter Stimme, was ich wolle? In meiner Naivetät hielt ich ihn für den lieben Herrgott, und ich sprach zu ihm ganz zutrauungsvoll: „Ach, lieber Herrgott, ich möchte donnern lernen, blitzen kann ich . . . ach, lehren Sie mich auch donnern!“ „Sprechen Sie nicht so laut,“ entgegnete mir heftig der alte dünne Mann, drehte mir den Rücken und kramte weiter unter seinen Papieren. „Das ist der Herr Registrator,“ flüsterte mir einer von den rothen Bedienten, der von seinem Schlafsessel sich erhob und sich gähnend die Augen rieb . . .

Pan ist todt!

Cuxhafen, den 19. August.

Unangenehme Überfahrt, in einem offenen Kahn, gegen Wind und Wetter; so dass ich, wie immer in solchen Fällen, von der Seekrankheit zu leiden hatte. Auch das Meer, wie andre Personen, lohnt meine Liebe mit Ungemach und Quälnissen. Anfangs geht es gut, da lass' ich mir das neckende Schaukeln gern gefallen. Aber allmählich schwindelt es mir im Kopfe, und allerlei fabelhafte Gesichte umschwirren mich. Aus den dunkeln Meerstrudeln steigen die alten Dämonen hervor, in scheußlicher Nacktheit bis an die Hüften, und sie heulen schlechte unverständliche Verse, und spritzen mir den weißen Wellenschaum ins Antlitz. Zu noch weit fataleren Fratzenbildern gestalten sich droben die Wolken, die so tief herabhängen, dass sie fast mein Haupt berühren und mir mit ihren dummen Fistelstimmchen die unheimlichsten Narretheien ins Ohr pfeifen.

Solche Seekrankheit, ohne gefährlich zu sein, gewährt sie dennoch die entsetzlichsten Missempfindungen, unleidlich bis zum Wahnsinn. Am Ende, im fieberhaften Katzenjammer, bildete ich mir ein, ich hätte die Bibel verschluckt, das alte mitsammt dem neuen Testamente, und siehe da, die heiligen

Gestalten begannen in mir zu rumoren und zu gestikulieren, daß sich mir Alles im Bauche herumdrehte. Der König David spielte die Harfe, aber ach, die Saiten des Instrumentes waren meine eignen Gedärme! Die ganze Menagerie der Apokalypse brüllte in mir, und dazwischen sangen die Propheten, die vier großen in tiefem Tenor, die zwölf kleinen im Fistelbaß. Das grunzte und ruchzte verworren, aber den ganzen Chorus übertäubte die Stimme des Propheten Jonas, welcher beständig schrie:

„O Ninive! O Ninive! du wirst untergehen! In deinen Pallästen werden Bettler sich lausen, und in deinen Tempeln werden die babylonischen Kürassiere ihre Stuten füttern. Aber euch, ihr Priester Baal's, euch wird man bei den Ohren fassen, und eure Ohren festnageln an die Pforte der Tempel! Ja, an die Thüren eurer Läden wird man euch mit den Ohren annageln, ihr Leibbäcker Gottes! Denn ihr habt falsches Gewicht gegeben, ihr habt leichte betrügerische Brode dem Volke verkauft! O, ihr geschorenen Schlauköpfe! wenn das Volk hungerte, reichtet ihr ihm eine dünne homöopathische Scheinspeise, und wenn es dürstete, tranket ihr, statt

seiner; höchstens den Königen reichtet ihr den vollen Kelch. Ihr aber, ihr assyrischen Spießbürger und Grobiane, ihr werdet Schläge bekommen mit Stöcken und Ruthen, und auch Fußtritte werdet ihr bekommen und Ohrfeigen, und ich kann es euch voraussagen mit Bestimmtheit, denn erstens werde ich alles Mögliche thun, damit ihr sie bekommt, und zweitens bin ich Prophet, der Prophet Jonas, Sohn Amithai ... O Ninive! O Ninive! du wirst untergehn!"

So ungefähr predigte mein Bauchredner, und er schien dabei so stark zu gestikulieren und sich in meinen Gedärmen zu verwickeln, daß sich mir Alles kullernd im Leibe herumdrehte ... bis ich es endlich nicht länger ertragen konnte und den Propheten Jonas ausspuckte.

Als ich solcherweise plötzlich erleichtert ward, vernahm ich neben mir die Stimme des preußischen Justizraths, der zu mir sprach: „Wohl bekomm's! Gut, daß Sie endlich die tolle Lektüre wieder los sind, die Sie auf Helgoland mit dem großen Hummer verschlangen ... Wir sind jetzt gleich im Hafen, und eine Tasse Thee wird uns bald wieder herstellen." Ich befolgte seinen Rath und genas endlich ganz und gar, als ich landete und

im Gasthofe zu Cuxhafen eine gute Tasse Thee bekam.

Hier wimmelt's von Hamburgern und ihren Gemahlinnen, die das Seebad gebrauchen. Auch Schiffskapitäne aus allen Ländern, die auf guten Fahrwind warten, spazieren hier hin und her auf den hohen Dämmen, oder sie liegen in den Kneipen und trinken sehr starken Grog und jubeln über die drei Julitage. In allen Sprachen bringt man den Franzosen ihr wohlverdientes Vivat, und der sonst so wortkarge Britte preist sie eben so redselig, wie jener geschwätzige Portugiese, der es bedauerte, daß er seine Ladung Orangen nicht direkt nach Paris bringen könne, um das Volk zu erfrischen nach der Hitze des Kampfes. Sogar in Hamburg, wie man mir erzählt, in jenem Hamburg, wo der Franzosenhaß am tiefsten wurzelte, herrscht jetzt Nichts als Enthusiasmus für Frankreich ... Alles ist vergessen, Davoust, die beraubte Bank, die füsilierten Bürger, die altdeutschen Röcke, die schlechten Befreiungsverse, Vater Blücher, „Heil dir im Siegerkranz," Alles ist vergessen ... In Hamburg flattert die Trikolore, überall erklingt dort die Marseillaise, sogar die Damen erscheinen im

Theater mit dreifarbigen Bandschleifen auf der Brust, und sie lächeln mit ihren blauen Augen, rothen Mündlein und weißen Näschen . . . Sogar die reichen Bankiers, welche in Folge der revolutionären Bewegung an ihren Staatspapieren sehr viel Geld verlieren, theilen großmüthig die allgemeine Freude, und jedesmal, wenn ihnen der Makler meldet, daß die Kourse noch tiefer gefallen, schauen sie desto vergnügter und antworten: „Es ist schon gut, es thut Nichts, es thut Nichts!" —

Ja, überall, in allen Landen, werden die Menschen die Bedeutung dieser drei Julitage sehr leicht begreifen und darin einen Triumph der eigenen Interessen erkennen und feiern. Die große That der Franzosen spricht so deutlich zu allen Völkern und allen Intelligenzen, den höchsten und den niedrigsten, und in den Steppen der Baschkiren werden die Gemüther eben so tief erschüttert werden, wie auf den Höhen Andalusiens . . . Ich sehe schon, wie dem Neapolitaner der Makkaroni und dem Irländer seine Kartoffel im Munde stecken bleibt, wenn die Nachricht bei ihnen anlangt . . . Pultschinell ist kapabel, zum Schwert zu greifen, und Paddy

wird vielleicht einen Bull machen, worüber den Engländern das Lachen vergeht.

Und Deutschland? Ich weiß nicht. Werden wir endlich von unseren Eichenwäldern den rechten Gebrauch machen, nämlich zu Barrikaden für die Befreiung der Welt? Werden wir, denen die Natur so viel Tiefsinn, so viel Kraft, so viel Muth ertheilt hat, endlich unsere Gottesgaben benutzen und das Wort des großen Meisters, die Lehre von den Rechten der Menschheit, begreifen, proklamieren und in Erfüllung bringen?

Es sind jetzt sechs Jahre, daß ich, zu Fuß das Vaterland durchwandernd, auf der Wartburg ankam und die Zelle besuchte, wo Doktor Luther gehaust. Ein braver Mann, auf den ich keinen Tadel kommen lasse; er vollbrachte ein Riesenwerk, und wir wollen ihm immer dankbar die Hand küssen für Das, was er that. Wir wollen nicht mit ihm schmollen, daß er unsere Freunde allzu unhöflich anließ, als sie in der Exegese des göttlichen Wortes etwas weiter gehen wollten als er selber, als sie auch die irdische Gleichheit der Menschen in Vorschlag brachten ... Ein solcher Vorschlag war freilich damals noch unzeitgemäß, und Meister Hem-

ling, der dir dein Haupt abschlug, armer Thomas Münzer, er war in gewisser Hinsicht wohl berechtigt zu solchem Verfahren; denn er hatte das Schwert in Händen, und sein Arm war stark!

Auf der Wartburg besuchte ich auch die Rüstkammer, wo die alten Harnische hängen, die alten Pickelhauben, Tartschen, Hellebarden, Flamberge, die eiserne Garderobe des Mittelalters. Ich wandelte nachsinnend im Saale herum mit einem Universitätsfreunde, einem jungen Herrn vom Adel, dessen Vater damals einer der mächtigsten Viertelfürsten in unserer Heimat war und das ganze zitternde Ländchen beherrschte. Auch seine Vorfahren sind mächtige Barone gewesen, und der junge Mann schwelgte in heraldischen Erinnerungen bei Anblick der Rüstungen und der Waffen, die, wie ein angehefteter Zettel meldete, irgend einem Ritter seiner Sippschaft angehört hatten. Als er das lange Schwert des Ahnherrn von dem Haken herablangte und aus Neugier versuchte, ob er es wohl handhaben könnte, gestand er, daß es ihm doch etwas zu schwer sei, und er ließ entmuthigt den Arm sinken. Als ich Dieses sah, als ich sah, wie der Arm des Enkels zu schwach für das Schwert seiner Väter, da dachte

ich heimlich in meinem Sinn: Deutschland könnte frei sein.

(Neun Jahre später*)).

[Ueberall herrschte eine dumpfe Ruhe. Die Sonne warf elegische Strahlen auf den breiten Rücken der deutschen Geduld. Kein Windhauch bewegte den friedlichen Wetterhahn auf unseren frommen Kirchthürmen. Hoch oben auf einem einsamen Felsen saß ein Sturmvogel; aber er ließ schläfrig sein Gefieder hängen und schien selbst zu glauben, daß er sich getäuscht habe, und daß so bald kein Orkan losbrechen werde. Er war recht traurig und fast muthlos geworden, er, welcher kurz vorher so mächtig und geräuschvoll die Lüfte durchflogen und dem guten Deutschland alle möglichen Stürme verkündet. — Plötzlich zuckte im Westen ein Blitz über den Himmel, ein Donnerschlag folgte und ein schreckliches Krachen, als wäre das Ende der Welt erschienen. — Bald kamen in der That die Berichte

*) Die beiden eingeklammerten Stellen sind der (1855 geschriebenen) Vorrede zur französischen Ausgabe der Helgolander Briefe entnommen.

von der großen Katastrophe, von den drei Tagen zu Paris, wo abermals die Sturmglocke des Volkszornes erscholl. Man glaubte schon in der Ferne die Trompete des jüngsten Gerichts zu vernehmen. Alles schien das Hereinbrechen jenes Weltunterganges zu weissagen, wovon die nordischen Skalden einst mit Zittern und Zähnklappern gesungen; ja, man hätte glauben können, schon den riesigen Fenriswolf seinen greulichen Rachen öffnen zu sehn, um auf einmal den Mond zu verschlingen, wie es die furchtbaren alliterierenden Verse der Edda uns verkündigt. Er verschlang ihn aber doch nicht, und der gute deutsche Mond leuchtet noch bis auf diese Stunde so still und so zärtlich, wie in den Tagen Werther's und Lottens, empfindsamen Angedenkens.]

Zwischen meinem ersten und meinem zweiten Begegnis mit Ludwig Börne liegt jene Juliusrevolution, welche unsere Zeit gleichsam in zwei Hälften auseinander sprengte. Die vorstehenden Briefe mögen Kunde geben von der Stimmung, in welcher mich die größte Begebenheit antraf, und in gegenwärtiger Denkschrift sollen sie als vermittelnde Brücke dienen, zwischen dem ersten und dritten Buche.

Der Übergang wäre sonst zu schroff*). [Außerdem mögen sie als ein geeignetes Dokument von der Stimmung zeugen, welche bei dem Eintreffen jenes Ereignisses in Deutschland herrschte, wo die trübseligste Entmuthigung und Niedergeschlagenheit sofort in das enthusiastischste Vertrauen auf die Zukunft überging. Alle Bäume der Hoffnung begannen wieder zu grünen, und selbst die verkrüppeltsten Stämme, welche längst verdorrt waren, trieben neues Laub. Seit Luther auf dem Reichstage zu Worms seine Thesen vor dem versammelten Reiche vertheidigte, hat keine Begebenheit mein deutsches Vaterland so tief aufgeregt, wie die Juliusrevolution. Diese Aufregung ward freilich später ein wenig gedämpft, aber sie erwachte wieder im Jahr 1840, und seitdem glomm das Feuer beständig unter der Asche fort, bis im Februar 1848 die Flammen der Re-

*) Statt obiger drei Sätze, finden sich in der französischen Ausgabe zu Anfang dieses Absatzes die Zeilen: „Die nachstehenden Blätter wurden einige Tage vor und einige Tage nach der Juliusrevolution geschrieben. Ich schalte sie hier ein als ein geeignetes Dokument, das von der Stimmung Kunde geben mag, in welcher jenes Ereigniß Deutschland antraf, wo die trübseligste Entmuthigung &c."

volution auf's Neue im allgemeinen Brande emporschlugen. Gegenwärtig sind die alten Löschmänner der heiligen Alliance mit ihrem alten staatsretterischen Apparat auf die Bühne zurückgekehrt, aber es zeigt sich gleichfalls schon zu dieser Stunde ihre Unzulänglichkeit. Was mag das Schicksal den Deutschen aufsparen? Ich prophezeie nicht gern, und ich halte es für nützlicher, von der Vergangenheit zu berichten, in welcher die Zukunft sich spiegelt*).]

*) Der Schluss der französischen Vorrede lautet von hier an, wie folgt: „Ich hoffe daher, dass die Mittheilung der nachstehenden Briefe sich von selbst rechtfertigen wird. Ich habe sie in ihrer ursprünglichen Gestalt abgedruckt, obschon manche kleine Unrichtigkeiten, die sich darin vorfinden, hin und wieder eine Naivetät verrathen, welche dem französischen Leser ein Lächeln auf Kosten des deutschen Neulings abdringen mag. Ich ließ dem General Lafayette sein wallendes Silberhaar, obschon ich einige Zeit nachher, als ich die Ehre hatte, Herrn de Lafayette in Paris zu begegnen, jene Silberlocken höchst prosaisch in eine braune Perücke verwandelt sah; aber der biedere General hatte darum nicht minder ein ehrwürdiges Aussehen, und trotz seiner modern spießbürgerlichen Kleidung erkannte man in ihm den großen Ritter ohne Furcht und Tadel, den Bayard der Freiheit. Gleich nach meiner Ankunft in Paris wollte ich auch die Bekanntschaft des Hundes Medor machen; allein dieser entsprach durchaus nicht meiner Erwartung. Ich sah nur ein häßliches Thier, in dessen Blick keine

Ich trug Bedenken, eine größere Anzahl dieser Briefe mitzutheilen, da in den nächstfolgenden der

Spur von Begeisterung lag; es blinzelte darin sogar etwas Schielend-falsches, etwas Verschlagen eigennütziges, ja, ich möchte sagen: etwas Industrielles. Ein junger Mann, ein Student, den ich dort traf, sagte mir, es sei gar nicht der rechte Medor, sondern ein intriganter Pudel, ein Hund aus späterer Zeit (un chien du lendemain), der sich füttern und pflegen lasse und den Ruhm des wahren Medor exploitiere, während dieser nach dem Tode seines Herrn bescheiden davongeschlichen, wie das Volk, das die Revolution gemacht. — „Der arme Medor," fügte der Student hinzu, „irrt jetzt vielleicht in Paris umher, hungernd und obdachlos, wie mancher andere Juliheld; denn das Sprichwort, welches besagt, ein guter Hund finde nie einen guten Knochen, ist hier in Frankreich von betrübsamer Wahrheit, — man unterhält hier in warmen Ställen und füttert mit dem besten Fleisch eine Meute von Bulldoggen, Jagdhunden und andern aristokratischen Vierfüßlern; auf seidenen Kissen, wohlgekämmt und parfümiert, und mit Zuckerbrot gesättigt sehen Sie den Wachtelhund oder das kleine Windspiel ruhen, die jeden ehrlichen Menschen anbellen, aber der Herrin des Hauses zu schmeicheln wissen, und zuweilen selbst eingeweiht sind in menschliche Laster. Ach, solche schlechte, unmoralische Bestien gedeihen in unserer Gesellschaft, während jeder tugendhafte Hund, jeder Wahrheits- nnd Naturköter (tout chien de la vérité et de la nature), der seinen Überzeugungen treu bleibt, elendiglich umkommt, und räudig, mit Ungeziefer bedeckt, auf einem Misthaufen krepiert!" — So sprach der Student,

zeitliche Freiheitsrausch allzu ungestüm über alle Polizeiverordnungen hinaustaumelte, während späterhin allzu ernüchterte Betrachtungen eintreten und das enttäuschte Herz in muthlose, verzagende und verzweifelnde Gedanken sich verliert! Schon die ersten Tage meiner Ankunft in der Hauptstadt der Revolution merkte ich, daß die Dinge in der Wirklichkeit ganz andere Farben trugen, als ihnen die Lichteffekte meiner Begeisterung in der Ferne geliehen hatten. Das Silberhaar, das ich um die Schulter Lafayette's des Helden beider Welten, so majestätisch flattern sah, verwandelte sich bei näherer Betrachtung in eine braune Perücke, die einen engen Schädel kläglich bedeckte. Und gar der Hund Medor, den ich auf dem Hofe des Louvre besuchte, und der, gelagert unter dreifarbigen Fahnen und Trophäen, sich ruhig füttern ließ: er war gar nicht der rechte Hund, sondern eine ganz gewöhnliche Bestie, die sich fremde Verdienste anmaßte, wie bei den Franzosen oft geschieht, und, eben so wie viele

der mir wegen seiner hohen politischen Anschauungsart sehr gefiel. Es begann just zu regnen, und da er keinen Schirm hatte, nahm ich ihn unter den meinen während der Wegesstrecke, die wir mit einander zurücklegten."

Andre, exploitierte er den Ruhm der Juliusrevolution . . . Er ward gehätschelt, gefördert, vielleicht zu den höchsten Ehrenstellen erhoben, während der wahre Medor einige Tage nach dem Siege bescheiden davon geschlichen war, wie das wahre Volk, das die Revolution gemacht . . .

Armes Volk! Armer Hund! etc.

Es ist eine schon ältliche Geschichte. Nicht für sich, seit undenklicher Zeit, nicht für sich hat das Volk geblutet und gelitten, sondern für Andre. Im Juli 1830 erfocht es den Sieg für jene Bourgeoisie, die eben so Wenig taugt wie jene Noblesse, an deren Stelle sie trat mit demselben Egoismus . . . Das Volk hat Nichts gewonnen durch seinen Sieg, als Reue und größere Noth. Aber seid überzeugt, wenn wieder die Sturmglocke geläutet wird und das Volk zur Flinte greift, diesmal kämpft es für sich selber und verlangt den wohlverdienten Lohn. Diesmal wird der wahre, echte Medor geehrt und gefüttert werden . . . Gott weiß, wo er jetzt herumläuft, verachtet, verhöhnt und hungernd . . .

Doch still, mein Herz, du verräthst dich zu sehr . . .

II.

Neue Funde

aus

Heine's Nachlaßpapieren.

I.

Bruchstück aus dem deutschen Entwurf zu einem Testament Heine's.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Heine's französisch abgefasstes letztes Testament trägt das Datum des 13. November 1851. Es findet sich abgedruckt in Strodtmann's Werk, Band II, S. 427—432.

Das folgende Bruchstück gehört dem Entwurf eines späteren Testaments an, ist wahrscheinlich im Jahre 1854 geschrieben und besonders werthvoll, weil es eine Stelle enthält, in welcher Heine von der Vernichtung seiner ersten Memoiren spricht.

Ich glaube das Recht zu haben, meinen Vetter Karl Heine als den natürlichen Schützer meiner Wittwe zu betrachten. Als er im Winter 1847 zu mir kam, um nicht durch einen Anwalt, sondern direkt mit mir sich über unsere Differenzen zu

verständigen, zeigte er mir auch in Bezug auf meine Frau die großmüthigste Bereitwilligkeit, allen meinen Wünschen nachzukommen.

Ich verlangte von ihm die Verpflichtung, dass er die Hälfte meiner Pension, wie mir solche sein seliger Vater bereits zugesagt hatte, nach meinem Tode als ebenfalls lebenslängliche Pension auf das Haupt meiner Wittwe übertragen solle. Mein Vetter Karl bewilligte mir dieses mit seinem Ehrenworte und reichte mir zur Bekräftigung dieser Stipulation seine edle Hand, die ich an meine Lippen presste. Ich war glücklich genug ihn versöhnlich gestimmt zu sehen. Er hätte gewiss keinen Augenblick gezögert, mir für meine Wittwe die ganze Pension zuzusagen, wenn ich solches auch nur mit einer Silbe verlangt hätte. Aber ich verlangte es nicht, weil ich überhaupt nur diejenigen Ansprüche geltend machen wollte, wo jede Einrede eine offenbare Ungerechtigkeit gewesen wäre. Dass ich andere Ansprüche hatte, die ebenso gerecht, auch ebenso notorisch, aber minder beweisbar waren, verschwieg ich klüglich, ja böswillig. Und dann glaubte ich damals, dass eine Verkürzung ihrer Pension nicht von allzugroßer Wichtigkeit für meine

Wittwe sein mochte. Die oberwähnte Stipulation mit meinem Vetter Karl Heine fand statt den 25. Februar 1847.

Damals war meine Lage sowie die Lage der Welt eine ganz andere. Im Bankerott der Februarrevolution gingen auch meine geringen Ersparnisse verloren, welche in Aktien der Bank von Gouin und ähnlicher Etablissemente bestand. Dazu kam meine Krankheit, die mich verhinderte, durch angestrengte Arbeit ein bedeutendes Kapital zu erwerben, während die zunehmenden Krankheitskosten mich nöthigten, meine letzten Ressourcen zu erschöpfen. Dazu kommt, daß ich schon im Jahre 1846 mein bisheriges litterarisches Vermögen, die Eigenthumsrechte auf meine deutschen Schriften für ein äußerst geringfügiges Honorar alienirt hatte zu Gunsten meines Hamburger Buchhändlers, um durch solches Opfer Prozesse zu vermeiden, deren Skandal besonders meinen damals noch lebenden Oheim Salomon unmuthig gemacht hätte, indem derselbe, welcher durch letztwillige Verfügung mir eine glänzende Zukunft zu bereiten versprach, wohl von mir erwarten konnte, daß ich wie bisher meine Talente nicht als Handelsmann zum bloßen

Gelderwerb, sondern als Dichter zur Verherrlichung unseres Namens anwenden würde.

Die Manuskripte, welche ich noch besaß, waren leider von der Art, daſs eine Umwandlung in meinen religiösen Ansichten, und Rücksichten auf Personen, die ich nicht durch Miſsverstand verletzen durfte, mich nöthigten, sie zum größten Theil zu vernichten*), — vielleicht muſs ich sie am Ende gänzlich der Vernichtung preisgeben —, so daſs bei meinem Ableben auch diese Ressource für meine Wittwe verloren geht. Mit der Erbschaft meiner Wittwe sieht es also nicht glänzend aus, und ich werde glücklich genug sein, wenn ich ihr nicht Schulden hinterlasse.

Ich gestehe es, ohne die großmüthige Güte meines Vetters Karl, der mir jährlich eine Verdoppelung meiner Pension auszahlte, hätte ich bereits, trotz aller Anstrengung, die Kosten meiner Krankheit nicht erschwingen können.

Unter solchen veränderten Umständen will ich meinen Vetter Karl ebenfalls mit einer posthumen Bitte behelligen, von deren Erfüllung ich so sehr überzeugt bin, daſs ich ihm im Voraus meinen

*) Ursprünglich stand im Manuskript „verbrennen".

Dank abstatte. Ich bitte ihn nämlich nach meinem Tode nicht die Hälfte meiner Pension, sondern die unverkürzt ganze Pension, wie ich sie bei Lebzeiten seines Vaters genossen, ihr jährlich auszahlen zu lassen; mein Oheim behandelte sie immer mit Liebe und Auszeichnung und auch in dieser Beziehung glaube ich meine Bitte gerechtfertigt. Es ist wahrscheinlich, wie gesagt, überflüssig, dass ich diesen Appell an die Liberalität meines Vetters mache und seiner Generosität vorgreife.*)

---

*) Man halte mit diesem Bruchstück zusammen die Stellen in Heine's Briefen: Band XXII, S. 67, 83, 94, 102. — Namentlich bemerkenswerth ist die Stelle eines Briefes vom 20. Juni 1847 an Campe (Band XXII, S. 130): „In Bezug Karl Heine's hat Laube nicht die ganze Wahrheit gesagt; ich habe nämlich keineswegs Grund, mit ihm zufrieden zu sein. Dass derselbe, während ich dem Grabe nahe stehe, die Verpflichtung übernommen hat, meiner Wittwe die Hälfte meiner Pension lebenslänglich zu zahlen, ist fürwahr keine so kolossale Großmuth. — — Ich habe nicht ohne Absicht Sie darauf aufmerksam machen wollen, welche Bewandtnis es hat mit der Versöhnung, die mir Karl Heine oktroyiert, wobei aber seine Börse ganz unberührt geblieben." —

II.

Bruchstück aus einer Denkschrift über Heine's Verhältnis zur Augsburger Allg. Zeitung.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die Augsburger Allgemeine Zeitung hatte Heine's „Geständnisse" (Werke, Band XII), welche als „Aveux d'un poète" in der Revue des Deux-Mondes erschienen waren, ohne seine Genehmigung ins Deutsche übersetzt, obwohl Heine ausdrücklich das Erscheinen einer eigenen deutschen Übersetzung angekündigt hatte. — Er gerieth in die größte Entrüstung über dieses gegen das literarische Eigenthum verübte Attentat einer Zeitung, deren Mitarbeiter er seit 25 Jahren gewesen, und schrieb darüber unterm 17. Oktober 1854 an den Fürsten Pückler-Muskau (Werke, Band XXII, S. 422): „Aber was sagen Sie zu der unbegreiflichen Niederträchtigkeit, welche die „Allgemeine Zeitung" an mir begangen hat, indem sie einen Aufsatz der Revue des Deux-Mondes, den ich als gleich-

zeitig in deutscher Version erscheinend angekündigt hatte, — indem, sage ich, die „Allgemeine" diesen Aufsatz aus dem schon verstümmelten Französisch in das plumpste Bairisch übersetzte, mit neuen Verstümmelungen und unter den Versicherungen der Treue, während sie nach dieser Perfidie noch die Unverschämtheit hat, mir die schnödesten Sottisen in den Kauf zu geben, die ich zwar noch nicht selber gelesen habe, die aber nach deutschen Berichten alle Pöbelhaftigkeit durch Schmutz und Gift übertreffen sollen. Sogar über meine Krankheit sollen die infamsten Schmähungen vorkommen. — — So bricht man selbst im schlimmsten Falle nicht mit Jemanden, mit welchem man fast 25 Jahre, ja noch länger, innig befreundet war. — — Was Cotta betrifft, so ist dieser ein wahrer Edelmann von Loyalität und Ehrgefühl, und war immer so liebreich gegen mich, dass es unrecht von mir wäre, ihn auch nur im entferntesten der Mitwissenschaft zu zeihen. — —"

Der alte Baron Cotta mit seiner edlen Treue und glücklichen Beharrlichkeit war würdig, der Freund Schillers und Goethes zu sein, und er theilte mit diesen Beiden ihren Kosmopolitismus, der ihn wahrlich nicht hinderte, zugleich ein großer Patriot zu sein, indem er es nicht bei einer müßigen Anerkennung der Verdienste der Nachbarvölker bewenden ließ, son-

dern auch für die Interessen der eigenen Landsleute rastlos thätig war. Durch seine kolossalen Geldmittel, durch seine Bekanntschaft mit den besten, deutschen Schriftstellern, hauptsächlich durch diplomatische Verhältnisse, die ihn mit den bedeutendsten Staatsmännern in allen Weltgegenden in Verbindung setzten, ward es ihm möglich, die Allgemeine Zeitung zum höchsten Flor zu bringen. Auch war sie sein Stolz und seine Freude, der Gelderwerb ward Nebensache. Die Allgemeine Zeitung war er selbst, und wer den alten Cotta liebte, musste am Ende auch das Blatt lieben, das eine Inkarnation des alten Herrn war und in welchem er, nach seinem leiblichen Hinscheiden geistig fortlebte.

Diesem Zauber gehorchte auch das Gemüth des Schreibers dieser Blätter, der seine Freundschaft für den alten Baron auch auf sein Lieblingswerk übertrug, und dieses Gefühl trug viel dazu bei, dass ich so lange Zeit bei der Allgemeinen Zeitung aushielt. Durch diese blieb ich zugleich in Verbindung mit dem Vaterland selbst und mit den lieben Freunden und Gesinnungsgenossen, die ebenfalls an der Allgemeinen Zeitung arbeiteten,

und wovon mehrere sogar in Augsburg lebten — in der That, im Exil gewährt selbst eine solche gedruckte Korrespondenz ein wehmüthiges Labsal, und es war mir, als korrespondierte ich nach Hause, an die Familie. Die Freunde sind seitdem dahin gestorben und das Journal nahm allmählig eine Farbe an, die mir nicht gefällt, obgleich der jetzige Baron Cotta, Eigenthümer des Journals, den Traditionen seines Vaters eben nicht untreu geworden zu sein scheint. Ich weiß nicht, welche Einflüsse seiner besseren Einsicht entgegenwirken. Bei seiner Oberlenkung des Journals verfügt er nicht bloß über große pekuniäre, sondern auch über große intellektuelle Mittel, obgleich er sie aus Bescheidenheit nicht zur Schau stellt. In dem jüngsten Briefe, womit er mich beehrte, fand ich die rührenden Worte: „Ich erbte nicht den Geist meines Vaters, aber ich glaube, sein Herz habe ich geerbt.“ Um solches zu sagen, muss man wirklich Geist besitzen.

Ein sonderbares Ereignis drängte mich heute bei Besprechung der Allgemeinen Zeitung auch zu erwähnen, wie sehr ich den edlen Charakter des Herrn von Cotta hochschätze, der mir bis zur

jüngsten Zeit bewiesen hat, daß er auch Einiges von der Sympathie geerbt hat, womit mich sein seliger Vater beehrte. Öffentliche Blätter verbreiteten nämlich die Nachricht, als sei ich sowohl ob einer persönlichen Verunglimpfung als auch ob Verletzung meiner Geldinteressen im Begriff, die Allgemeine Zeitung mit einer gerichtlichen Klage zu behelligen. Es ist, wie sich von selbst versteht, kein wahres Wort daran. Dieses falsche Gerücht verdankt aber seine Entstehung einem Ereignisse, welches leider nicht erfunden ist. Nämlich in derselben Augsburger Allgemeinen Zeitung, woran ich seit 25 Jahren Mitarbeiter war und die mich mit so liebreichem Eifer gegen Lüge und Schmähsucht vertheidigt, ja in dieser Allgemeinen Zeitung ward eine Büberei gegen mich verübt, die unerhört in den Annalen der Schriftwelt: unter dem Vorwand, einen Artikel von mir in der Revue des Deux-Mondes so schnell als möglich dem deutschen Vaterlande mitzutheilen, ward dieser Artikel „Les aveux d'un poète", der zu gleicher Zeit bei meinem Buchhändler Campe in Hamburg deutsch erschien, dennoch aus der französischen Version in das miserabelste und zugleich perfideste Deutsch über-

setzt, und mit den rohesten und gemeinsten Zuthaten begleitet.

Da diese Schmähungen nur bekannte Themata enthielten, welche die sogenannte nationale Partei, oder vielmehr die mauvaise queue der alten Teutomanen und Gallophoben bereits seit Jahren in allen Tonarten gegen mich gegeifert,*) so berührten sie mich sehr wenig. Ich kenne sie bis jetzt auch nur durch Berichterstattung — und ich weiß, daſs sie alles Maß überschimpften und nur Ekel hervorgebracht haben. Nur der Umstand, daſs die Allgemeine Zeitung sich zu einer solchen Publikation hergab, setzte mich in ein betrübsames Erstaunen.

Als ich dem Fürsten Pückler-Muskau meine Widmungsepistel zur „Lutetia" sandte und einen Brief desselben beantwortete, worin er mit Entrüstung sein Befremden über „das Pasquill" der Allgemeinen Zeitung aussprach, gestand ich dem Fürsten, daſs ich das Verfahren der Redaction nicht

*) Derselbe Gedankengang, fast in denselben Worten ausgedrückt, findet sich in der wahrscheinlich zur nämlichen Zeit geschriebenen Vorrede zur französischen Ausgabe der „Lutetia", vom März 1855; vgl Werke, Band IX, S. 18 u. 20.

begreifen könne, um so mehr, da meine Seele den Dr. Kolb auch von der entferntesten Mitwissenschaft freisprechen muss. Um mir aus der besten Quelle eine authentische Auskunft zu verschaffen, schrieb der Fürst einen Brief an den Baron Cotta nach Stuttgart, worin er den erwähnten Schmähartikel und seinen Verfasser und dessen Gemeinheit in seiner superioren witzigen Weise stigmatisiert und mit den Worten schließt: „Ich denke, Euer Hochwohlgeboren müssen sich wie ich unwillkürlich der Fabel der kranken Löwen erinnernd, erstaunt gewesen sein, dass jener ihm den letzten Streich versetzende Esel, statt aus einem Augiasstalle, Ihnen unbewusst aus Ihrem eignen Palast entsprungen sei."

In seiner Antwort, datiert vom 28. Dezember vorigen Jahres, bekundete der Baron Cotta, dass er in der That auch das Herz seines Vaters geerbt hat, und unumwunden desavouierte er den Missbrauch, den ein Interim-Redacteur von seiner kurzen Macht ausgeübt.

Ich habe jener Differenz mit der Allgemeinen Zeitung erwähnen müssen, damit man wisse, wie wenig einigen harten Äußerungen über dieselbe in

der „Lutetia“ eine wirkliche Animosität zu Grunde haben. Das bedauerliche Ereignis hatte mich freilich im ersten Augenblicke verstimmt, aber ich genese leicht von solcher Missempfindung. Ich lache zuletzt über mich selbst.

Eine Stelle aus einer verschollenen englischen Komödie von Farquhar schoss mir selbstverhöhnend durch den Sinn. Die Scene spielt in einem ziemlich unanständigen Etablissement, und ein alter irländischer Major beklagt sich hier, dass man ihm, der seit einem Vierteljahrhundert Stammgast und Zierde des Hauses gewesen, am Ende ein sehr zweideutiges Geschirr an den Kopf geschmissen habe! Die Wirthin sucht ihn zu beruhigen und sagt ihm, dass die Metze, die sich eines solchen Mangels an Anstand schuldig gemacht, schmählich fortgejagt werden solle, und ein hoher Geist, wie er, nicht von einer so niedrigen Person beleidigt werden könnte. Der Major brümmelt jedoch, das sei Alles sehr wahr, aber seine Perücke sei von dem unreinlichen Ereignisse acht Tage lang sehr übelriechend gewesen.

III.
Offenes Sendschreiben an Jakob Venedey.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Das nachstehende Sendschreiben wurde hervorgerufen durch eine gröbliche Kränkung seitens Venedeys. Dies halte man fest, um den vernichtenden Ton der Heine'schen Erwiderung zu entschuldigen. Der Fall liegt hier ähnlich wie mit der bekannten Abfertigung Platens in den „Reisebildern": auch Platen hatte durch einen gemeinen Angriff Heine, der ihm nie etwas zu Leide gethan, zuerst gereizt.

Zur Erklärung diene, daß Jakob Venedey Heine's Scherzgedicht „Kobes der Erste" (Werke, Band **XVIII**, S. 277) als gegen sich gemünzt auffaßte und Rache schnob. Zuvörderst sandte er Heine eine kleine Geldsumme zurück, die er ihm vor 20 Jahren abgeborgt hatte, an die er sich aber merkwürdigerweise erst jetzt erinnerte; alsdann schrieb er Verse gegen Heine — und die Kölnische

Zeitung druckte sie —, in denen unter anderen sich folgende Rohheit fand:

„Und wärst Du ein Mann, und wärst Du nicht krank,
Ich malte Dir was auf den Rücken!"

Heine übersandte das Geld an Alexander Dumas zu einem wohlthätigen Zweck, mit einem längeren Begleitbriefe vom 8. Februar 1855, aus welchem wir folgende Stellen ausziehen (Werke, Band XXII S. 448): „Das Thier, vor dem ich mich entsetze, ist der Esel, und gar unerträglich ist mir das Geschrei eines Esels, den man wüthend gemacht, wie unsre muthwilligen Rangen es zu thun pflegen, indem sie ihm eine Handvoll Pfeffer in den Hintern stecken. Die Laute, welche alsdann das gereizte Thier ausstößt, das beißen möchte, aber nur schreien kann, jagen mir einen Schreck ein, und ich lache keineswegs, wie meine Freunde, über das furchtbare und nicht endende „J-a! J-a!", über dies ebenso entsetzliche wie abgeschmackte und possierliche Geschluchz, über diese unerhörten, vor Stupidität fast erhabenen Töne, die ein wüthender Esel in seinem ohnmächtigen Grimme vernehmen läßt. Das ebenso greuliche wie lächerliche Ungethüm ist so erbittert, daß er nichts mehr schonen mag, weder die Ohren der Menschen noch der Götter. — Es ist wahr, das erste Unrecht haben die Menschen verübt, die ihm Pfeffer an den besagten Ort gesteckt; aber der gequälte Esel ist nichts-

destoweniger ein garstiges und bösartiges Thier, denn sein Verzweiflungsgeschrei bringt Alles an den Tag, was an Anmaßung, Neid, Unverschämtheit, gemeinem Groll, Arglist und Hinterlist tief in den Eingeweiden verborgen lag. — — Ich hätte fast einen Bock geschossen und dem sogenannten ehrlichen Esel einen Namen gegeben; ich werde mich wohl davor hüten, ich wage kaum ihn „Martin"*) zu nennen, obschon ich das bekannte Sprichwort für mich hätte: „Es gibt mehr als einen Esel, der Martin heißt;" denn ich riskiere immer, dass sich zufällig in einem Winkel meiner Heimat ein obskurer Martin findet, der eine solche Gelegenheit ergreift, um eine Reklamation zu erheben. Ich kenne diese Sippschaft, die sich mit Gier an den beiläufigsten Ausspruch klammert, der einer Feder von einigem Ruf entschlüpft, um denselben zu Gunsten ihrer thörichten Eitelkeit auszubeuten, und die nichts sehnlicher wünscht, als in den Journalen ihr Geschrei erheben und dem Redakteur schreiben zu können: „Mein Herr, der Esel, von welchem Heinrich Heine in seinem Briefe spricht, der Esel bin ich! I-a! I-a! I-a!"

Und in einem Brief vom 19. Februar 1855 an Michael Schloss in Köln sagt er: „So was ist noch nicht vorgekommen, dass die Eselswuth sich sogar in Versen ausbreitet. Dieses Verbrechen muss Apollo züchtigen,

*) Französischer Allgemeinname des Esels.

nicht ich, denn die ganze Poesie wird dadurch ekelh und stinkig. — Was ich auf schnöde Insinuationen zu erwidern habe, dazu bieten sich bessere Gelegenheiten, und das hat keine Eile." — —

In diesem Geiste schrieb Heine die auchfolgende Erwiderung, ließ sie aber nicht drucken. Jetzt, wo Venedey todt, liegt keine Veranlassung vor, dies Stück echtheinescher Polemik zu unterdrücken. Es besteht aus 4 Folioblättern, deren erstes eine Art von Disposition enthält, flüchtig hingeworfene Notizen und einzelne Wörter, die bei der Ausführung nicht alle Verwendung fanden. Um einen Einblick in die Art zu geben, wie Heine arbeitete, sei das zufällig erhaltene Notizenblatt hier mit abgedruckt.

Notizenblatt.

Ein Achilles der Memmen. Der alberne Lumpazius — Knote-Fechter. — Kümmeltürke.

Sokrates=Nathan der Weise. — Dieser Pegasus, der geflügelte Esel. —

Gereimte Nachttöpfe.

Es giebt keine Kinder (Esel) mehr.

Mehr als ein Esel heißt Martin.

Kobes ist ein Karnevalscharakter — Kobes ist ein Charakter.

Keine Kasse ist sündlich — die Tugend einer Kasse ist, daß sie zahlt; das schlimmste: kauft und nicht bezahlt.

Zuletzt: ich werde von ihm schweigen, kann ihn als komische Figur nicht gebrauchen wie Maßmann. Der Spaß war, daß Dieser Latein verstand — er aber versteht es nicht — Langweiligkeit ist nicht komisch.

Die Natur erschuf Dich zum Abtrittsfeger — schäme Dich dessen nicht, deutscher Patriot, es sind die Latrinen Deines deutschen Vaterlandes, die Du fegst.

Achilles der Unwissenheit.

Vergleich mit der zerquetschten Wanze. —

Das Billet roch nach Lavendel, kam also aus der Tasche holder Weiblichkeit, nicht aus der Ihrigen, denn so viel ich mich erinnere, rochen Sie nie nach Lavendel, im Gegentheil.

Auch eine Thräne war dran, eine fette, dicke, eine männliche Thräne — eine deutsche Reichsthräne — Rührung ꝛc.

Zebra, schwarzrothgold gestreift —

Simpel in der Schule — singend für ein Fettmännchen.

Sucht Taillandier auf.

Sendschreiben.

Wahrhaftig, als Barlaam, der Sohn Boers, sah, daſs sein Esel den Mund aufthat und sprach, war er gewiſs nicht so bestürzt, wie ich es gewesen bin, als ich sah, wie mein guter Venedey so ganz aus der Haut gefahren, daſs er plötzlich zum Dichter geworden und Verse machte! Und welche!

Entsetzlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch das Schrecklichste der Schrecken
Das ist der Esel in seinem Wahn,

wenn er ruft: auch ich bin ein Poet, und sein versifiziertes I-a ausstößt.

Nein, Liebster, diese Poesie ist nicht auszuhalten; selbst ein minder zivilisierter Magen würde seekrank davon werden; selbst ein plattnasiger Russe würde den Geruch dieses gereimten Spülichts nicht aushalten können, und man sollte diese Gedichte an Menzikof nach Sebastopol schicken — er würde sich gewiſs gleich übergeben! Ihre wiederkäuende Prosa ist noch Ambrosia gegen diese vierfüßige Poesie.

Jeder Vers ein Esel! Goethe würde sich im

Grab herumdrehen, wenn er diese Töne hörte. Jakob Grimm könnte der Schlag rühren, sähe er, wie Ihre Verse unsere schöne deutsche Muttersprache versäuen. Die arme deutsche Muse — mit schamrothen Wangen und händeringend ruft sie: O Jakob Venedey, du hast mir wehe gethan, ja sehr wehe gethan, denn meine reine weiße Tunika hast Du besudelt mit dem Kölnischen Wasser Deiner Poesie, die wahrlich nicht so wohlriechend ist wie das Wasser Deines Landsmanns Maria Farina!

Ach, liebster Venedey, Sie sind ein weit größerer Sünder als ich, der ich nur in knabenhaftem Übermuthe die Röcke alter Weiber, und, ich gestehe es, auch Ihren neuen Mantel ein bischen anfeuchtete, während Sie meine hohe Göttin, die deutsche Muse, unsere schöne deutsche Sprache, die Seele des Vaterlandes besudelt haben. Und unsere Sprache ist das Beste, was wir Deutsche besitzen, sie ist das Vaterland selbst, und dieses haben Sie stinkig gemacht. O! was haben Sie gethan, Sie, der Sie vorgeben, ein Patriot zu sein.

Verzeihen Sie mir, ich fühle, wie mich der Patriotismus überwältigt, wie ich alle angelernte

wälsche Höflichkeit abstreifend, echt deutsch sackgrob werden und ausrufen könnte: Unfläthiger Knecht, die Natur hat Dich dazu bestimmt, ein Abtritts=feger zu sein, und kein deutscher Dichter! Betaste mir nicht mit Deinen schmierigen Daktylen die deutsche Muse, und besudle nicht ihre weiße Robe, die ich ihr geschenkt!

Entschuldigen Sie diesen Ausdruck der Rohheit — auch ich bin Deutscher.

III.

Neue Gedichte

aus

Heine's Nachlass

und

größere Varianten zu gedruckten Gedichten.

1.

Citronia.

Das war in jener Kinderzeit,
Als ich noch trug ein Flügelkleid,
Und in die Kinderschule ging,
Wo ich das A B C anfing —
Ich war das einz'ge kleine Bübchen
In jenem Vogelkäfigstübchen,
Ein Dutzend Mädchen allerliebst
Wie Vöglein haben dort gepiepst,
Gezwitschert und getiriliert,
Auch ganz erbärmlich buchstabiert.
Frau Hindermans im Lehnstuhl saß,
Die Brille auf der langen Nas'
(Ein Eulenschnabel war's vielmehr),
Das Köpflein wackelnd hin und her,
Und in der Hand die Birkenruth,
Womit sie schlug die kleine Brut,
Das weinend kleine arme Ding,

Das harmlos einen Fehl beging. — — —
Es wurde von der alten Frau
Geschlagen, bis es braun und blau. —
Mißhandelt und beschimpft zu werden
Das ist des Schönen Loos auf Erden.

Citronia hab ich genannt
Das wunderbare Zauberland,
Das einst ich bei der Hindermans
Erblickt im goldnen Sonnenglanz —
Es war so zärtlich ideal,
Citronenfarbig und oval,
So anmuthvoll und freundlich mild
Und stolz empört zugleich — dein Bild,
Du erste Blüthe meiner Minne!
Es kam mir niemals aus dem Sinne.
Das Kind ward Jüngling und jetzunder
Bin ich ein Mann sogar — o Wunder,
Der goldne Traum der Kinderzeit
Taucht wieder auf in Wirklichkeit!
Was ich gesucht die Kreuz und Quer
Es wandelt leiblich vor mir her,
Ich hauche ein der holden Nähe
Gewürzten Odem — doch, o Wehe!
Ein Vorhang von schwarzbrauner Seide
Raubt mir die süße Augenweide!

Der dumme Lappen, der so dünne
Wie das Gewebe einer Spinne,
Verhüllet mir die Gloria
Des Zauberlands Citronia!

Ich bin wie König Tantalus,
Mich lockt und neckt zugleich Genuß:
Der Trunk, wonach die Lippen dürsten,
Entgleitet mir wie jenem Fürsten;
Die Frucht, die ich genösse gern,
Sie ist mir nah und doch so fern!
Ein Fluch dem Wurme, welcher spann
Die Seide und ein Fluch dem Mann,
Dem Weber, welcher wob den Taft,
Woraus der dunkle schauderhaft
Infame Vorhang ward gemacht,
Der mir verfinstert alle Pracht
Und allen goldnen Sonnenglanz
Citronia's, des Zauberlands.

Manchmal mit voller Fiebergluth
Faßt mich ein Wahnsinnübermuth.
O die verwünschte Scheidewand!
Es treibt mich dann mit kecker Hand
Die seidne Hülle abzustreifen,
Nach meinem nahen Glück zu greifen.

Jedoch aus allerlei Rücksichten
Muss ich auf solche That verzichten.
Auch ist dergleichen Dreistigkeit
Nicht mehr im Geiste unsrer Zeit!

Nachwort:

Unverblümt an andern Orten,
Werdet ihr mit klaren Worten,
Später ganz ausführlich lesen,
Was Citronia gewesen.
Unterdess — wer ihn versteht,
Einen Meister nie verräth —
Wisst ihr doch, dass jede Kunst
Ist am Ende blauer Dunst.

2.

Was war jene Blume, welche
Weiland mit dem blauen Kelche
So romantisch süß geblüht
In des Ofterdingers Lied?

War's vielleicht die blaue Nase
Seiner mitschwindsücht'gen Base,
Die im Adelsstifte starb?
Mag vielleicht von blauer Farb'

Ein Strumpfband gewesen sein,
Das beim Hofball fiel vom Bein
Einer Dame: — Firlefanz!
Hony soit qui mal y pense!

3.

Kalte Herzen.*)

Als ich dich zum ersten Male
In der Welt von Pappe sah,
Spieltest du in Gold und Seide
Shylock's Tochter: Jessica.

Klar und kalt war deine Stimme,
Kalt und klar war deine Stirne
Und du glichst, o Donna Clara,
Einer schönen Gletscherfirne.

Und der Jud' verlor die Tochter,
Und der Christ nahm dich zum Weibe;
Armer Shylock, ärm'rer Lorenz!
Und mir fror das Herz im Leibe.

---

*) Mitgetheilt aus der Autographensammlung von Dr. W. Winter in Stuttgart.

Als ich dich zum and'ren Male
In vertrauter Nähe sah,
War ich dir der Don Lorenzo
Und du warst mir Jessica.

Und du schienst berauscht von Liebe,
Und ich war berauscht von Weine,
Küßte trunken deine Augen,
Diese kalten Edelsteine.

Plötzlich ward mir eh'standslüstern;
Hatte ich den Kopf verloren?
Oder war in deiner Nähe
Der Verstand mir nur erfroren?

Nach Sibirien, nach Sibirien!
Führte mich die Hochzeitsreise,
Einer Steppe glich das Eh'bett
Kalt und starr und grau von Eise.

In der Steppe lag ich einsam
Und mir froren alle Glieder,
Leise wimmern hört ich meine
Halberstarrten Liebeslieder

Und ich darf ein schneeig Kissen
An das heiße Herz mir drücken.

Amor klappern alle Zähne,
Jessika kehrt mir den Rücken. —

*

Ach und diese armen Kinder,
Meine Lieder, meine Witze,
Werden sämmtlich nun geboren
Mit erfrorner Nasenspitze!

Meine Muse hat den Schnupfen
— Musen sind sensible Thiere —
Und sie sagt mir: Lieber Heinrich,
Laß mich ziehn, eh' ich erfriere.

O, ihr kalten Liebestempel,
Matt erwärmt von Pfennigskerzen,
Warum zeigt mein Liebescompas
Nach dem Nordpol solcher Herzen?

4.

Lotosblume.*)
(An die Mouche.)

Wahrhaftig, wir beide bilden
Ein kurioses Paar,

---

*) Vergl. Band XV, S. 49.

Die Liebste ist schwach auf den Beinen
Der Liebhaber lahm sogar.

Sie ist ein leidendes Kätzchen,
Und er ist krank wie ein Hund,
Ich glaube im Kopfe sind beide
Nicht sonderlich gesund.

Sie sei eine Lotosblume,
Bildet die Liebste sich ein;
Doch er, der blasse Geselle,
Vermeint der Mond zu sein.

Die Lotosblume erschließet
Ihr Kelchlein im Mondenlicht,
Doch statt des befruchtenden Lebens
Empfängt sie nur ein Gedicht.

5.

„**Tirer la queue du diable**“: heißt Geld verlangen.

Es war einmal ein Teufel
Ein Teufel gar und ganz,
Da kam ein kleines Äfflein,
Das zog ihn an dem Schwanz.

Es zog und zog so lange,
Ihm ward, er wußt nicht wie,
Er jauchzte und er brüllte,
Er gab ihm drei Ecü.

6.

Ich mache die kleinen Lieder
Der Herzallerliebsten mein,
Die heben ihr klingend Gefieder
Und fliegen zu dir hinein.

Es stammen die kleinen Jungen
Vom schnalzenden Herrn Gemahl,
Die kommen zu dir gesprungen
Über Wiese, Busch und Thal.

Die Leute so gerne weilen
Bei meiner Lieder Chor;
Doch bei der Jungen Heulen
Sie halten sich zu das Ohr.

Und der dies Lied gesungen,
Der liegt allein in der Nacht
Und hätte weit lieber die Jungen,
Ach, als die Lieder gemacht!

7.

Bei Gelegenheit eines Besuches in Batignolles.

(2. Januar 1845.)

Hände küssen, Hüte rücken
Kniee beugen, Häupter bücken,
Kind, das ist nur Gaukelei,
Denn das Herz denkt nichts dabei!

8.

Zum Wintermärchen.*)

[Gar mancher, der schlecht im Leben riecht,
Wie wird er erst künftig duften
Am Galgen! Es roch nach Blut und Koth
Und nach gehenkten Schuften.]

Die Äser, die schon vermodert längst
Und nur noch historisch gestunken,
Sie dünsteten aus ihr letztes Gift,
Halb Todte, halb Halunken.

Und gar das heilige Gespenst,
Die auferstandene Leiche,

---

*) Wahrscheinlich ein Stück von Kaput XXVI, etwa nach der 14. Strophe einzuschalten.

Die ausgesogen das Lebensblut
Von manchem Volk und Reiche,

Sie wollte noch einmal verpesten die Welt
Mit ihrem Verwesungshauche!
Entsetzliche Würmer krochen hervor
Aus ihrem faulen Bauche —

Und jeder Wurm ein neuer Vampyr,
Der wieder tödtlich gerochen,
Als man ihm durch den schnöden Leib
Den heilsamen Pfahl gestochen.

Es roch nach Blut, Taback und Schnaps
Und nach gehenkten Schuften —
Wer übelriechend im Leben war,
Wie mußt' er im Tode duften!

Es roch nach Pudeln und Dachsen und auch
Nach Mopsen, die zärtlich geleckt
Den Speichel der Macht und fromm und treu
Für Thron und Altar verrecket.

Dies war ein giftiger Moderdunst,
Entstiegen dem Schinderpfuhle, —
Drin lag die ganze Hundezunft,
Die ganze historische Schule.

9.

Zu dem Gedicht „In der Frühe“.

(Band XVI, S. 249.)

Meine gute, liebe Frau,
Meine güt'ge Frau Geliebte,
Hielt bereit den Morgenimbiß,
Braunen Kaffee, weiße Sahne.

Und sie schenkt ihn selber ein,
Scherzend, kosend, lieblich lächelnd.
In der ganzen Christenheit
Lächelt wohl kein Mund so lieblich!

Auch der Stimme Flötenton
Findet sich nur bei den Engeln,
Oder allenfalls hienieden
Bei den besten Nachtigallen.

10.

Übersetzung eines hebräischen Sabbathliedes.*)

Komme, Freund, der Braut entgegen, laß uns den
Sabbat begrüßen!
Schamor und Sachor ließ uns Gott der Einzige in
einem Wort vernehmen;

*) Von Jehuda ben Halevi. — Vgl. Heine's Gedicht „Prinzessin Sabbath“ (Band XVIII, S. 173).

Gott ist einzig und sein Name einzig; preisen und
rühmen wir ihn!
Komme, Freund &c.

Auf und dem Sabbat entgegen; er ist ein Quell des
Segens; geweiht vom Anfang;
Der Schluß der Arbeit, doch der Anfang im Gedanken.
Komme, Freund &c.

O Heiligthum des Königs, königliche Stadt, ermanne
dich und erhebe dich aus deinen Trümmern;
Du hast lange genug im Thale der Klagen gesessen;
der Herr wird sich deiner erbarmen!
Komme, Freund &c.

Sei wieder jung und erhebe dich aus dem Staube,
lege die Heldenkleider meines Volkes an,
Durch den Sohn Isai's den Bethlemiten wird uns
die Freiheit.
Komme, Freund &c.

Erwache, erwache, dein Licht ist erschienen, komme, o
Licht, erwache, erwache,
Singe begeisterte Lieder; Gottes Majestät ist dir erschienen.
Komme, Freund &c.

Schäme dich nicht und geh' nicht gebogen;
Die Stadt wird wieder aus ihrem Schutte erbaut werden.
Komme, Freund ꝛc.

Zu Spott und Schande werden deine Feinde, Alle, die dich gequält, werden erliegen;
Dein Gott wird sich mit dir freuen, wie der Bräutigam sich freuet mit der Braut.
Komme, Freund ꝛc.

Rechts und links wirst du dich ausbreiten, und Gott lobpreisen durch den Nachkommen Davids,
O der Freude, o des Jubels!
Komme, Freund ꝛc.

Komme in Frieden, Krone des Gatten; in Freude und Wonne unter den Gläubigen des auserwählten Volkes, komme, o Braut, komme, o Braut!

Varianten.

Zu dem Gedicht: „Dich fesselt mein Gedankenbann".

(Band XVIII, S. 301.)

Mein Leib liegt todt im Grab, jedoch
Mein Geist er ist lebendig noch,
Und wohnt gleich einem Hauskobolde
In deinem Herzchen, meine Holde.

Vergönn' das traute Nestchen ihm,
Du wirst nicht los das Ungethüm,
Du wirst nicht los den kleinen Schnapphahn
Und flöhest Du nach China, Japan.

Denn überall wohin du reis't
Sitzt ja im Herzchen Dir mein Geist:

Hier träumt er seine tollsten Träume,
Hier schlägt er seine Purzelbäume.

Dich fesselt mein Gedankenbann,
Und was ich dachte, was ich sann,
Das musst Du denken, musst Du sinnen,
Kannst meinem Geiste nicht entrinnen.

Ein gar subtiler Spiritus
Ist dieser Geist, ein Dominus,
Ein Geisterherr vom höchsten Range,
Ihn ehrt sogar die Muhme Schlange.

Stets regt Dich an des Geistes Hauch
Und wo Du bist, da ist er auch.

2.

Zu dem Gedicht: „Die verkehrte Welt".

(Band XVII, S. 244.)

Das ist ja die verkehrte Welt,
Wir gehen auf den Köpfen,
Die Jäger werden dutzendweis
Erschossen von den Schnepfen.

Die Affen bauen ein Pantheon
Für große Menschen und Helden,
Nachtwächter*) heirathen Nachtigall'n**)
Wie deutsche Blätter melden.

Das arme Kameel, der Freiligrath,
Macht eine Löwenmiene,
Und ein gestiefelter Kater bringt
Den Sophokles auf die Bühne.

Die deutschen Bären glauben nicht mehr
— (u. s. w. wie schon früher gedruckt.) —

3.

Zu dem Gedicht: „Es glänzt so schön die sinkende Sonne".

(Band XVI, S. 284.)

Das Abendroth bedeutet Scheiden
Und Traurigkeit und Nacht und Weh.
Die sinkende Sonne und deine Augen
Sie strahlen mir ein langes Ade.

---

*) Dingelstedt.
**) Jenny Lind.

Ade, mein Kind, wir müssen scheiden,
Und ach! mein Herz liebt Dich so sehr!
Bald fließet zwischen meinem Herzen
Und Deinen Augen das große Meer.

IV.

Neue Briefe von Heinrich Heine.

I.

Ein Brief Heine's an Goethe.

Ew. Excellenz

bitte ich mir das Glück zu gewähren einige Minuten vor Ihnen zu stehen. Ich will gar nicht beschwerlich fallen, will nur Ihre Hand küssen und wieder fortgehen. Ich heiße H. Heine, bin Rheinländer, verweile seit kurzem in Göttingen, und lebte vorher einige Jahre in Berlin, wo ich mit mehreren Ihren alten Bekannten und Verehrern (dem seel. Wolf, Varnhagens 2c.) umging und Sie täglich mehr lieben lernte. Ich bin auch ein Poet und war so frey Ihnen vor 3 Jahren meine „Gedichte" und vor anderthalb Jahren meine „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo" (Ratkliff und Almanzor) zuzusenden. Außerdem bin ich auch krank, machte deshalb auch vor 3 Wochen eine

Gesundheitsreise nach dem Harze, und auf dem Brocken ergriff mich das Verlangen, zur Verehrung Goethes nach Weimar zu pilgern. Im wahren Sinne des Wortes bin ich nun hergepilgert, nemlich zu Fuße und in verwitterten Kleidern, und erwarte die Gewährung meiner Bitte, und verharre

mit Begeisterung und Ergebenheit

Weimar den 1. October 1824.

H. Heine.

II.

Briefe an Caroline Jaubert.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Madame Caroline Jaubert, die erst vor Kurzem gestorbene Gattin des Rathes am französischen Kassationshofe Maxime Jaubert, des Testamentsvollstreckers Heine's, war eine der treuesten Besucherinnen des Dichters in seinen letzten Leidensjahren. Der letzte Abschnitt ihres Buches „Souvenirs“ (Paris 1881, Hetzel), der „Henri Heine“ betitelt, ist nach Meißners „Erinnerungen“ das Beste, was von persönlichen Freunden Heine's über den Verkehr mit ihm geschrieben worden, und verdiente in Deutschland bekannter zu werden. Sie war eine sehr intime Freundin der Prinzessin Belgiojoso, zu deren Kreis Heine in gesunden Jahren gehört hatte, und die vertraute Freundin Alfred de Musset's, an welche er, als an seine „Marraine“, so viele reizende Briefe gerichtet hat. —

Die Briefe Heine's an Madame Jaubert geben wir im französischen Original, um ein Urtheil über sein Französisch zu ermöglichen.

1.

J'ai l'honneur, madame, de vous envoyer ci-joint mon livre sur l'Allemagne. Je vous invite de lire la sixième partie; j'y parle des ondines, des salamandres, des gnomes et des sylves. Je sais bien que mes connaissances par rapport à cette matière sont très incomplètes, quoique j'aie lu, dans l'idiome original*), les oeuvres du grand Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus de Hohenheim.

Mais lorsque j'ai écrit mon livre, je n'avais jamais vu de ces esprits élémentaires; je doutais même qu'ils fussent autre chose que des produits de notre imagination, qu'ils n'habitent pas les éléments, mais seulement le cerveau

*) Der Schalk! Er selbst hat in seinem Buch über Deutschland erzählt, daß Paracelsus meist deutsch schrieb. (Band V, S. 145.)

de l'homme....; cependant, depuis avant-hier, je crois à la réalité de leur existence.

... Ce pied que j'ai vu avant-hier ne peut appartenir qu'à un de ces êtres fantastiques dont j'ai parlé dans mon livre; mais est-ce que c'est le pied d'une oudine? — je pense qu'il est glissant comme l'onde et qu'il pourrait bien danser sur l'eau;

Ou appartient-il à une salamandre?

„Il ne fait pas froid, dit Joseph Marteau à Geneviève, quand le pied de la belle fleuriste embrase son imagination."*)

Peut-être c'est le pied d'un gnome, — il est assez petit, mignon, fin et délicat pour cela, — ou le pied d'une sylve? La dame est véritablement si aérienne, si féerique ... Est-elle bonne ou méchante?

Je n'en sais rien; mais ce doute me tourmente, m'inquiète, me pèse. C'est vrai! je ne plaisante pas.

Vous voyez, madame, que je ne suis pas encore assez avancé dans la science occulte,

---

*) In dem Romane „André" von George Sand.

que je ne suis pas grand sorcier; je ne suis que votre très humble et très obéissant serviteur.

Le 22 avril 1835. Henri Heine.

2.

Madame,

Je vois avec grand plaisir que vous vous obstinez à ne pas m'oublier. Je vous en remercie, vous ne savez donc pas que je suis mort depuis longtemps?

Cela ne m'empêcherait pas de venir diner chez vous aujourd'hui, vu que ma dépouille mortelle m'a survécu; mais je souffre dans ce moment d'une migraine posthume assez fastidieuse. Je ne peux pas venir, et soyez persuadée que je le regrette beaucoup; vous savez ce que c'est que la migraine, ce petit enfer qu'on porte dans le cerveau.

Je viendrai, madame, ces jours-ci, vous remercier en personne. En attendant je prie les dieux immortels de vous prendre dans leur sainte et digne garde.

Lundi matin. Henri Heine.

3.

Petite Fée!

Comme un jeune étourdi que je suis, j'ai oublié hier qu'il est nécessaire, que je sois encore aujourd'hui de retour à Montmorency; je ne peux donc pas diner avec vous, et je ne vous reverrai qu' à Marly, où j'irai probablement samedi. Je mentirais beaucoup si je disais que le plaisir que je ressens toujours en vous revoyant ne soit pas de ceux qui me rendent la vie quelque peu supportable.

Mercredi matin.

Votre tout dévoué
Henri Heine.

4.

Ce 13 avril 1847.

Je vous remercie, madame, de vos dernières petites lettres et de vos autres dragées. Juliette*), comme vous l'avez prévu, a croqué presque toute la boîte. Que vous êtes aimable!

---

*) So soll Mathilde eigentlich geheißen haben.

J'ai passé un terrible hiver, et je suis étonné de n'avoir pas succombé. Ce sera pour une autre fois.

Je suis enchanté de ce que vous me dites de madame votre fille; ça est jeune et rétablissable. Je viendrai très prochainement chez vous. Je suis curieux de voir M[me] de Grignan comme reconvalescente.

Elle doit avoir beaucoup maigri, et la maigreur lui donne sans doute un charme tout nouveau. Au bout du compte, la chair cache la beauté, qui ne se révèle dans toute la splendeur idéale qu'après qu'une maladie ait animé le corps; quant à moi, je me suis adonisé, à l'heure qu'il est, jusqu'au squelettisme. Les jolies femmes se retournent quand je passe dans les rues; mes yeux fermés (l'œil droit n'est plus ouvert que d'un huitième), mes joues creuses, ma barbe délirante, ma démarche chancelante, tout cela me donne un air agonisant qui me va à ravir! Je vous assure, j'ai dans ce moment un grand succès de moribond. Je mange des cœurs; seulement je ne peux pas les digérer. Je suis à présent un homme

très dangereux, et vous verrez comme la marquise Christine Trivulzi deviendra amoureuse de moi; je suis précisément l'os funèbre qu'il lui faut.

Adieu, toute bonne et toute belle! Que Dieu vous préserve d'embellir à ma manière. Je vous recommande à sa sainte et digne garde.

Henri Heine.

5.

Paris, ce 16 juin 1848.

Citoyenne,

Si vous êtes à Paris, et que vous vous promeniez un jour au bois de Boulogne, je vous prie de vous arrêter quelques moments à Passy, 64, Grande-Rue, où, dans le fond d'un jardin, demeure un pauvre poète allemand, qui est à présent complètement paralysé. Mes jambes sont devenues tout à fait inertes, et on me porte et on me nourrit comme un enfant.

Salut et fraternité.

Henri Heine.

6.

Passy, 19 septembre 1848.

Petite Fée!

(C'est sous ce nom qui vous a été donné par Mme Heine, que vous êtes connue chez nous) j'ai encore à vous remercier de la première gracieuse lettre que vous m'avez écrite au moment où vous alliez monter en voiture pour vous rendre *aux Roches* ou chez Mme de Grignan, je ne sais. Ce matin, j'ai reçu votre seconde lettre, dont le ton affectueux et compatissement me fait beaucoup de bien, quoique la nouvelle que vous me donnez n'est guère réjouissante. Pour dire la vérité je suis tellement abasourdi de douleurs physiques que cette mauvaise nouvelle, la non-réussite aux affaires étrangères, ne me fait pas grand' chose: un coup d'épingle à un homme qui se trouve sur le brasier ardent de la torture du Saint-Office.

En attendant, je vous remercie du zèle que vous avez montré à cette occasion, et je vous prie aussi d'être auprès de monsieur

votre frère l'organe de ma reconnaissance sincère.

Je vous écris aujourd'hui pour vous dire que, demain, vous ne me trouveriez plus dans ma villa Dolorosa de Passy, que je quitte pour rentrer à Paris, rue de Berlin, n° 9 (au coin de la rue d'Amsterdam) je n'y resterai que jusqu'à ce que Mme Heine ait trouvé un appartement plus convenable à l'état de ma santé. Depuis que j'ai eu la consolation de vous voir, les maux ont augmenté, et des symptômes alarmants me décident à rentrer à Paris . . . . .

Je ne veux pas être enterré à Passy; le cimetière doit y être bien ennuyeux. Je veux me rapprocher de celui de Montmartre, que j'ai depuis longtemps choisi pour ma dernière résidence.*) Mes crampes n'ont pas cessé; au contraire, elles ont envahi toute l'épine dorsale et montent jusqu'au cerveau, ou elles ont fait peut-être plus de dégât que je ne

*) Dort hat Heine — und seit einem Jahre auch Mathilde Heine — seine letzte Ruhestätte gefunden.

puis le constater moi-même; des pensées réligieuses surgissent . . . . .

Adieu, petite Fée, que le bon Dieu vous pardonne vos enchantements et qu'il vous prenne sous sa sainte et digne garde.

Henri Heine

Briefe an die „Mouche“.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Leider waren die deutschen Originale der nachstehenden Briefe von der Empfängerin, Frau Camilla Selden, nicht zu erhalten und mussten daher aus deren französischer Übersetzung ins Deutsche zurückübersetzt werden. — Einige Briefe Heine's an die „Mouche“ sind übrigens am Schluss des XXII. Bandes schon gedruckt, aber nicht ganz vollständig. — Für seine Übersetzung bittet der Herausgeber um Nachsicht.

Die Reihenfolge der Briefe ist nicht chronologisch, weil bei den meisten Briefen die genaue Angabe des Datums fehlte.

1.

Liebenswürdigste und reizendste Person.

Ich bedaure lebhaft, Sie neulich so wenig gesehen zu haben. Sie haben mir einen sehr ange-

nehmen Eindruck hinterlassen, und ich empfinde ein großes Verlangen, Sie wiederzusehn. Kommen Sie von morgen ab, wenn es Ihnen möglich ist, unter allen Umständen, kommen Sie so bald wie möglich. Ich bin bereit, Sie zu jeder Stunde zu empfangen, jedoch wäre mir's am liebsten von 4 Uhr bis — so spät wie Sie wollen.

Ich schreibe Ihnen selbst, trotz meiner schwachen Augen, und zwar weil ich im Augenblick keinen Sekretair habe, auf den ich mich verlassen kann. Meine Ohren sind betäubt von allerlei widerwärtigem Geräusch, und ich bin die ganze Zeit über sehr leidend gewesen.

Ich weiß nicht, warum Ihre liebevolle Sympathie mir so wohl thut; ich abergläubisches Wesen — bilde ich mir doch ein, mich habe eine gute Fee in der Stunde der Trübsal besucht. Nein, war die Fee gut, so war auch die Stunde eine Stunde des Glücks. Oder wären Sie eine böse Fee? Ich muſs das bald wissen.

Ihr

Heinrich Heine.

2.

Heute keine Schule, denn der Schulmeister ist noch nicht „curé“, wie das alte Weib Lißt sagt: darum will ich heute auf Deinen Besuch verzichten. Lass mich aber wissen, ob Du morgen, Montag, kommen kannst. Ich habe starkes Kopfweh: es wäre selbstsüchtig, Dich kommen zu lassen, ohne mich mit Dir unterhalten zu können.

Deiner Antwort gewärtig, bleibe ich

der liebsten Mouche

allertollster

Heinrich Heine.

3.

Süßeste, feinste Mouche!

Oder soll ich von Ihrem Siegelring absehen und Sie nach dem Parfüm Ihres Briefes benennen? In diesem Falle müsste ich Sie nennen „Zierlichste Moschuskatze“.

Ich habe Ihren Brief gestern erhalten, — die pattes de mouche hüpfen mir beständig im Kopf herum, vielleicht gar im Herzen. Mein lebhaftester Dank für all die Zuneigung, die Sie mir bekunden. Die Übersetzung der Gedichte ist sehr

schön, und ich wiederhole, was ich Ihnen vor Ihrer Abreise darüber gesagt habe. Auch ich freue mich, Sie bald wiederzusehen und auf das liebe Schwabengesicht poser une empreinte vivante*) zu können. Ach, dieser Satz würde eine weniger platonische Bedeutung gewinnen, wenn ich noch ein Mann wäre! Aber ich bin nur noch ein Geist; das mag Ihnen schon ganz recht sein, mir aber behagt es nur so so.

Die französische Ausgabe meiner Gedichte erscheint soeben und macht Furore. Es kann aber immerhin noch 2 oder 3 Monate dauern, ehe die noch nicht veröffentlichten Gedichte, z. B. der „Neue Frühling" in einem der letzten Bände der französischen Ausgabe erscheinen werden. Sie sehen, Sie haben nicht viel versäumt.**)

Ja, ich freue mich, Sie wiederzusehen, holde Mouche meiner Seele! Die anmuthigste der Moschuskatzen und doch zugleich lieblich wie eine Angorakatze, gerade die Art, die ich gern habe.

Früher habe ich lange Zeit die Tigerkatzen

*) Lieblingsausdruck der „Mouche".

**) Die Briefempfängerin weilte um die Zeit (Sommer 1855) in Wildbad.

geliebt, aber die Sorte ist zu gefährlich und die empreintes vivantes, die sie manchmal auf meinem Gesicht zurückließen, waren sehr fatal.

Mir geht's immer noch sehr schlecht; fortwährend Widerwärtigkeiten, Wuthanfälle, — Wuth über meinen verzweifelten Zustand.

Ich bin ein Todter, den es dürstet nach den glühendsten Genüssen, die das Leben gewährt! Es ist entsetzlich.

Lebewohl! Möge Ihnen das Bad Stärkung und Gesundheit bringen.

Herzlichste Grüße

von Ihrem Freunde

Heinrich Heine.

4.

Paris, ce 20 juillet 1855.*)

Ma chère amie.

Vous êtes à Paris et pourtant vous tardez encore à venir me serrer la main. J'ai grande envie de sentir le musc de vos gants, d'entendre le son de votre voix, de poser une empreinte vivante sur votre *Schwabengesicht.*

---

*) Dieser Brief ist auch im Original französisch.

— Ne vous fâchez pas: — quelque gracieuse que vous soyez, vous avez une figure de *Gelbveiglein* souabes!

Mais venez bientôt. Tout à vous,

Henri Heine.

5.

Liebste Seele.

Ich bin so verwirrt, daß ich nicht mehr weiß, ob ich Sie gebeten habe, heute Donnerstag oder erst morgen Freitag zu kommen.

Heute bin ich leidend, und um sicher zu gehen, wollen wir Ihren lieben Besuch auf nächsten Sonnabend legen, aber dann rechne ich auch darauf. — Komm bald! —

Ich benutze diese Gelegenheit, um Ihnen das Manuskript der Gedichte zu schicken und bitte Sie es wieder mitzubringen, damit Sie nach erfolgter Durchsicht es mit mir zusammen lesen und mir Ihre Bemerkungen über die vielleicht zweckmäßigerweise vorzunehmenden Änderungen mittheilen können.

Liebstes geliebtes Geschöpf! ich bin sehr krank, moralisch ebenso krank wie physisch. Die deutsche

Ehrlichkeit und Redlichkeit benehmen sich gegen mich hundsföttisch.

Ich schließe die Lotosblume in meine Arme und bin

Ihr ergebener

Donnerstag. Heinrich Heine.

6.

Freitag, den 11. Januar 1856.

Liebes Kind.

Ich habe einen Anfall von Migräne, der, wie ich fürchte, noch bis morgen anhalten, oder noch schlimmer werden wird. Ich schreibe Dir eiligst, um Dich wissen zu lassen, daß morgen keine Schule ist, und daß Du folglich über Deinen Nachmittag ganz nach Belieben verfügen kannst. Ich rechne aber auf Dich übermorgen, Sonntag. Solltest Du nicht kommen können, so laß mich's wissen, liebstes süßes Kind.

Ich werde Dich niemals prügeln, selbst wenn Du eine solche Strafe durch allzugroße Dummheit verdienen solltest. Um die Ruthe zu schwingen, bedarf es vor Allem einer größeren Kraft, als ich

sie besitze. Ich bin niedergedrückt, leidend und traurig.

Küsse die pattes de mouche.

Dein Freund

Heinrich Heine.

7.

Ich denke fortwährend an die Mouche, will sie aber weder heute Dienstag noch selbst morgen sehen: — ich bin sehr krank! Aber Donnerstag rechne ich auf die liebste Mouche.

Ich kann nicht sehen, was ich schreibe.

Dienstag. Heinrich Heine.

8.

Liebe Freundin,

ich bin immer noch sehr krank und kann Dich heute nicht sehen, hoffe aber, Du wirst morgen, Dienstag, kommen können. Schreibe mir ein Wort, ob Du nicht vor übermorgen kommen könntest.

Dein armer Freund

Nebukadnezar II.

Ich bin nämlich ebenso verrückt wie der König

von Babylon und esse nur noch gehacktes Kraut, welche Nahrung meine Köchin Spinat nennt.

9.

Liebste, zierlichste Katze.

Ich will Sie morgen, Mittwoch, nicht sehen und zwar, weil ich eine Migräne nahen fühle; wenn Sie aber einige Augenblicke am Freitag Nachmittag bei mir zubringen können, so würde mich das dafür entschädigen, dass ich Sie so lange nicht sehen kann. Von Freitag ab sollen mir alle Tage recht sein, und je öfter Sie kommen, desto glücklicher für mich.

Meine gute, reizende, holde Mouche, komm und sumse mir um die Nase mit Deinen kleinen Flügeln! Ich kenne ein Lied von Mendelssohn mit dem Refrain: „Komm bald!" Diese Melodie klingt mir fortwährend durch den Kopf: „Komm bald!"

Ich küsse die beiden lieben Pfötchen, nicht auf einmal, sondern eines nach dem andern.

Leb' wohl.

Heinrich Heine.

10.

Liebstes Geschöpf.

Ich habe heut entsetzliches Kopfweh und fürchte die Folgen dieser Migräne für morgen. Ich bitte Sie demnach, nicht morgen, Sonntag, zu kommen, sondern erst Montag, es sei denn, Sie hätten in meinem Viertel zu thun, in welchem Falle Sie auf Ihre Gefahr herankommen mögen.

Ich habe ein großes Verlangen Dich wiederzusehen, letzte Blume meines trübseligen Herbstes, tolle Geliebte.

Ich bin nach wie vor mit toller Zärtlichkeit

Dein ergebener

Heinrich Heine.

11.

Ich benutze sofort die reizenden Briefkouverts, um die geliebte Hand zu küssen, die Hand, die sie so liebenswürdig mit den Adressen versehen hat.

Ich habe eine schlechte Nacht gehabt, mich halbtodt gehustet und kann nicht sprechen.

Danke gleichfalls für die ausgezeichnete Abschrift des Briefes von Frau von Rothschild.*)

Zärtlichen Gruß! Ich lache vor Schmerz und knirsche mit den Zähnen, ich werde verrückt.

Heinrich Heine.

12.

Liebste Freundin.**)

Ich stecke noch immer in meinem Kopfschmerz, der vielleicht erst morgen endigt, so dass ich die Liebliche erst übermorgen sehen kann. Welch ein Kummer! Ich bin so krank! My brain is full of madness and my heart is full of sorrow! Nie war ein Poet elender in der Fülle des Glücks, das seiner zu spotten scheint.

Ich drücke eine empreinte vivante auf all Deine Lieblichkeit, aber nur in der Phantasie. Ich

---

*) Aus Anlass eines Trauerfalls im Rothschild'schen Hause in Paris.

**) Der erste Theil dieses Briefes, bis zu den Worten „zu spotten scheint", ist nach Heine's Original gedruckt (Band XXII, S. 469).

habe Dir nichts weiter zu bieten als die Phantasie, poor girl.

Leb' wohl.

Dienstag Mittag. H.

Die Aushängebogen brauche ich nicht vor Donnerstag.

13.

Liebste Mouche.

Ich habe eine schlechte, sehr schlechte Nacht mit Stöhnen zugebracht und verliere fast den Muth. Ich rechne darauf, Dich morgen um mich sumsen zu hören.

Bei alledem bin ich sentimental wie ein Mops, der zum ersten Male liebt. Warum kann ich nicht all diese Sentimentalität den Reizen der Frau Koreff widmen. — Aber Du verstehst nichts von dem, was ich da sage, Du bist eine Gans.

Dein Gänserich

Genserich der Erste,
König der Vandalen.

14.*)

Liebste holde Freundin!

Ich danke für die süßherzlichen Zeiten — bin froh, daſs Sie wohl sind — ich leider bin immer sehr krank, schwach und unwirsch, manchmal bis zu Thränen über den geringsten Schicksalsschabernack afficiert. — Jeder Kranke ist eine Ganache. Ungern lasse ich mich in solchem miserablen Zustande sehen, aber die liebe Mouche muſs ich dennoch sumsen hören.

Komm Du bald — sobald Ew. Wohlgeboren nur wollen, sobald als möglich, — komm mein theures liebes Schwabengesicht! — Das Gedicht hab' ich aufgekritzelt — pure Charenton-Poesie — der Verrückte an eine Verrückte.

H. H.

Paris, 15. August 1855.

Liebstes Wesen.

Ich schrieb Ihnen gestern diese Zeilen, ohne sie indessen abzusenden, denn ich war so krank!

*) Der erste Theil dieses Briefes ist schon nach dem Original gedruckt erschienen (Band XXII, S. 465).

— Heute höre ich zu meinem lebhaften Bedauern, daſs Sie gestern gekommen sind, und ich beeile mich, Ihnen zu schreiben und Sie zu bitten, bald, aber recht bald diesen Besuch zu wiederholen. Ich bin viel wohler. Tausend Dank für die Gedichte, obwohl ich sie noch nicht gelesen habe.

Allerzärtlichst

der Ihrige

Heinrich Heine.

15.

Der Besuch meiner lieben Mouche hat mir gestern wohlgethan, ich denke immerfort an die Beste, die Holdeste, die Lieblichste der Mouches! Aber ich kann sie erst übermorgen wiedersehen — welche Ewigkeit! Hundertmal könnte ich über dem Warten sterben, ohne mich besonders dabei anzustrengen.

Denk ein Wenig an mich, kleine Gans.

Dein ergebenster

Hans.

16.*)

Ma chère enfant!

Je ne suis plus souffrant, mais seulement embêté: car, depuis deux jours, on travaille devant ma fenêtre pour y construire une tente dont je pourrais bien me passer. Je lis et relis votre petit manuscrit avec le plus grand plaisir; nous en causerons. Venez donc demain, si c'est possible! J'ai grand' soif de vous revoir, et ne cesse de penser à la fine Mouche.

Jeudi matin. H. Heine.

17.

Holde Freundin!

Ich bin heute derartig krank, daſs ich ernstlich fürchte, ich werde es auch morgen noch sein. Ich muſs Sie somit bitten, mir das Glück Ihres Besuchs bis zum Sonnabend oder Sonntag vorzubehalten.

Ihr Schleierchen ist sorgfältig zusammengefaltet auf meinem Schreibtisch liegen geblieben.

Ich liebe Sie mit der Zärtlichkeit eines Sterbenden, somit zärtlicher als sonst Jemand auf Erden.

Dienstag. Heinrich Heine.

*) Auch im Original französisch geschrieben.

18.

Sonntag, den 30. September 1855.

Liebes Herz.

Das Wetter ist schlecht, mit mir steht's eben so schlecht wie mit dem Wetter, und ich will meine Lotosblume nicht den Unbilden dieser spleenigen Nebel aussetzen. Ach du lieber Gott, wie gern gäbe ich Ihnen einen jener strahlenden indischen Sonnentage, wie man sie an den Ufern des Ganges erlebt und wie sie sich für die Lotosblumen schicken.

Komm bald — aber wie gesagt, nicht heute. Ich erwarte Sie am Mittwoch Nachmittag.

Hoffentlich passt Ihnen der Tag.

Je pose etc. H. Heine.

19.

Liebste.

Ich bin leidend und fürchte, es wird noch zwei Tage so dauern. Ich beeile mich also, Sie wissen zu lassen, dass ich Sie erst um die Mitte nächster Woche wiedersehen kann, um unser Zusammensein nicht durch meinen Kopfschmerz zu stören.

Liebend und treulich

Sonntag Morgen. H. H.

20.*)

Liebste Mouche.

Ich bin sehr leidend und zum Tode verdrießlich. Auch das Augenlid meines rechten Auges fällt zu, und ich kann fast nicht mehr schreiben. Aber ich liebe Dich sehr und denke an Dich, Du Süßeste!

Die Novelle hat mich gar nicht ennuyiert und giebt gute Hoffnungen für die Zukunft; Du bist nicht so dumm als Du aussiehst! Zierlich bist Du über alle Maßen, und daran erfreut sich mein Sinn.

Werde ich Dich morgen sehen? Noch weiß ich es nicht, denn wenn mein Leiden so fortdauert, erhältst Du Nachricht.

Eine weinerliche Verstimmung überwältigt mich. Mein Herz gähnt spasmatisch. Diese bâillements sind unerträglich. Ich wollte, ich wäre todt, oder ein gesunder Mops, der sich aus Medizin nichts macht.

Tiefster Jammer, dein Name ist

Heinrich Heine.

---

*) Auch dieser Brief ist zum größten Theil schon nach dem Original Heine's gedruckt. (Vgl. Band XXII, S. 468.)

Zwei Briefe an Michael Schloss.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die beiden folgenden Briefe sind dem Buche von Hermann Hüffer: „Aus dem Leben Heinrich Heine's" (Berlin 1878, Paetel) entnommen. Sie waren gerichtet an den Musikverleger Michael Schloss in Köln und beziehen sich auf eine von diesem ausgeschriebene Konkurrenz der besten Komposition eines einstimmigen Liedes. Heine hatte, auf Ersuchen des Verlegers, drei Gedichte eingesandt, abgedruckt in den Werken, Band XVIII, S. 55, 73 und 142.

1.

Paris, 12. März 1851.

Geehrtester Herr!

Aus Ihrem jüngsten Schreiben erseh ich, dass Sie die letzte Strophe meines Liedes abgeändert sehen möchten. In der That, es will mich ebenfalls bedünken, als sei dieser Schluss für den Com-

ponisten nicht sehr tauglich. Ich schlage Ihnen vor, diese letzte Strophe durch folgende zu ersetzen:

„Der Mond, der stieg vom Himmel herab
Und hielt eine Rede auf Deinem Grab,
Die Sterne weinten, die Vögel sangen,
Und in der Ferne die Glocken klangen."

Das Lied mögen Sie immerhin anders titulieren. Ich schlage Ihnen vor, ihm die Aufschrift zu geben: „Du bist todt", oder: „Du bist gestorben", oder auch: „Der Liebe Leichenbegängnis."*)

Ich kann mir wohl denken, dass mein drittes Gedicht: „Die nächtliche Fahrt", Ihnen nicht ganz verständlich sei; ich muss Ihnen aber bemerken, dass eben das Mysteriöse der Charakter und der Hauptreiz dieser Dichtung sein soll.

Ich habe heute zu viel um die Ohren, als dass ich Ihnen weitere Andeutungen geben könnte; vielleicht aber komme ich später darauf zurück, wenn ein Componist mit einer besonderen Frage mich angehen sollte. Ich mache Sie auf die Hauptsache aufmerksam: Drei Personen steigen in den Kahn, und bei ihrer Rückkehr an's Land sind ihrer

*) Jetzt unter dem Titel „Altes Lied" im Romancero XVIII, S. 42).

nur zwei. Schon durch den Reim habe ich diese Hauptsache prägnant hervorzuheben gesucht. Es geht daraus deutlich hervor, daſs ein Mord begangen worden, und zwar an der Schönen, die schweigend geblieben und höchstens das Wehe ausgerufen hat, welches in der vorletzten Strophe vorkommt. —

Ueber die Motive des Mordes erfährt man nichts Bestimmtes; nur ahnet man, daſs er ein Akt der Schwärmerei: ein Liebender oder ein Moralrigorist oder sonst ein Heiland au petit pied begeht die That aus einem Drang, nicht aber ganz ohne Zweifel an seiner moralischen Berechtigung — er will die Schönheit retten vor Befleckung, „von der Welt Unflätherei", und doch weiß er nicht, ob er nicht etwa eine Narrheit begeht oder im Wahnsinn handelt. Dieser innere Seelenprozeſs, der sich bis zum letzten Angstruf steigert und ein furchtbares Drama im Dunkeln bildet, kann aber durch Musik am besten wiedergegeben werden. — Nach dem letzten Ausbruche der Angstrufe, wobei ich die bei kabalistischen Beschwörungen üblichen Gottesnamen anwende, tritt wieder die vollkommenste Ruhe ein, ja eine fast ironische Ruhe der

Natur, die von den Quälnissen der Menschenseele keine Notiz genommen hat und nach wie vor grünt und blüht.

Ich werde Ihnen dieser Tage Ihre jüngste Büchersendung wieder retour schicken und werde bei dieser Gelegenheit die Vorsicht gebrauchen, dass ich auf dem Bücherverzeichnisse, welches ich Ihnen mitschicke, diejenigen Bücher, nach denen mich besonders gelüstet, vorzugsweise mit einem * bezeichne; sollten Sie nun von diesen bekreuzten Büchern gar keine vorräthig haben, so mögen Sie immerhin mit der Sendung einige Zeit säumen, damit ich sicher sei, dass unter den Büchern, welche ich erhalte, wenigstens einige sind, die mir zusagen.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

(eigenhändig) Heinrich Heine.

2.

Paris, 15. Februar 1851.

Hochgeehrter Herr!

Eine ganz besondere Unpäßlichkeit hat mich verhindert, Ihr werthes Schreiben früher zu be-

antworten, auch war ich früher nicht im Stande, Ihnen die beiliegenden Gedichte zu schicken, die Ihren Wünschen einigermaßen entsprechen dürften. Seit vielen Jahren mache ich keine sangbaren Lieder mehr in der frühern Weise; nur der Frühling und der Sommer bringt Blumen, ich aber bin jetzt fünfzig Jahre alt und seit drei Jahren bettlägerig, was keine lyrische Stimmung aufkommen läſſt. Das erste der überschickten Lieder sind wirklich alte Klänge, die ich aus dem Gedächtnisse aufgefrischt und zugestutzt. — Ob das zweite Gedicht Ihren Zwecken entspricht, weiß ich nicht im Voraus, nur ein sehr geistreicher Componist dürfte sich an diese Rhythmen wagen. Dagegen glaube ich Ihnen im dritten Gedichte, das ich erst dieser Tage geschrieben, etwas sehr Componierbares gegeben zu haben; nur muſs der Componist verstehen, was hier im Dunkeln vorgeht, und die Steigerung der schwülen Stimmung, die bis zur größten Leidenschaftlichkeit aufschreit und nachher doch wieder ruhig abgedämpft wird, einigermaßen wiedergeben. Jedenfalls sind hier Motive, welche einen Musiker anreizen.

Ich danke Ihnen für die letzte Büchersendung;

ich werde Ihnen dieser Tage die Bücher zurückschicken und eine größere Liste von Büchern, die mir allenfalls zusagen, beifügen; ich wünsche nicht, dass Sie mir zur Complettierung einer Sendung etwas mitschicken, was ich nicht verzeichnet habe.

Empfangen Sie, hochgeehrter Herr, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung und Ergebenheit.

(eigenhändig) Heinrich Heine.

Briefe an Dr. med. L. Wertheim in Paris.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Der Empfänger der nachstehenden Briefe, Herr Dr. L. Wertheim, lebt noch gegenwärtig in Paris. Er hatte Heine als Arzt wie als persönlicher Freund nahe gestanden. Die bisherige Sammlung von gedruckten Briefen Heine's (Werke, Bände XIX—XXII) enthielt nur einen Brief an Dr. Wertheim (Band XXII, S. 69) aus Anlaſs des Streites Heine's mit einem Herrn Strauß.

1.

Barège (Hautes Pyrénées), den 21. Juni 1846.

Liebster Doctor,

Ich bin erst seit gestern hier, denn ich verbrachte 14 Tage zu Bagnères de Bigorre, weil ich mich zu elend fühlte, um weiter reisen zu können, obgleich Bagnères nur eine Tagereise von hier

entfernt ist. Ich litt nämlich an einem erschrecklichen Echauffement, welches hauptsächlich dadurch entstand, daſs die seringue mit ihrem kalten Wasser gar keine Wirkung mehr thut. Dabei kann ich gar nichts mehr essen wegen gesteigerter Lähmung des Mundes und des Schlundes, beständige Üblichkeiten und Schwindel, kurz und schlecht — es sieht verdrießlich mit mir aus. Ich werde wohl länger hier bleiben müssen, als ich gewillt war.

Meine Heiterkeit verläſst mich nicht, wozu auch die unauslöschlich lachende Munterkeit meiner Frau viel beitragen mag, letztere ist aber doch ein bischen leidend. Der Papagei befindet sich aber gottlob ganz wohl und läſst Sie grüßen.

Schreiben Sie mir bald und viel Neues.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

2.

Montmorency, den 25. Sept. 1847.

Liebster Wertheim,

Mir geht es so schlecht, oder vielmehr es geht gar nicht mehr; seit 14 Tagen sind auch meine Beine

und Füße so paralysirt, daß ich nicht das Zimmer verlassen konnte und kaum wenige Schritte zu gehen vermag. Der Unterleib ebenfalls so bedeutend paralysiert und ich bin mehr als unwohl. Ich will deshalb Donnerstag mich wieder nach meiner alten Wohnung (Fbg. Poissonnière 41) verfügen, wo Sie mich Donnerstag Abend oder Freitag früh finden können. So ist mir also auch Montmorency mißglückt, wie voriges Jahr Barège, und mein Schicksal eilt dem Ende entgegen. Ich trage es mit Ruhe und Stolz.

Ihr

H. Heine.

3.

Liebster Doctor.

Seit 10 Tagen befinde ich mich in der maison de santé meines Freundes Faultrier (84, rue de Lourcine) wohin mir seitdem meine ganze Familie (meine Frau, Pauline und die Perüsche) gefolgt ist. Es geht mir leidlich und ich bin ruhig und ziemlich heiter. Hoffe Sie bald wohl zu sehen. Die erwartete große Hämorrhoidalkrise ist glücklich

eingetreten. Augen sehr matt, kann mein Geschreibsel nicht lesen.

Ihr freundschaftlich ergebener

H. Heine.

Den 16. Febr. (Ohne Jahreszahl, vermuthlich 1848.)

4.

Liebster Doctor,

Ich richte diese Zeilen an Sie, getrieben vom Gefühle des Momentes. Sie haben keinen Begriff davon, wie oft und ungestüm ich jeden Tag an Sie denke, mich bei jeder Gelegenheit Ihrer freundschaftlichen Theilnahme erinnere und wie groß die Lücke ist, die bei mir entstanden, seitdem Sie sich zurückgezogen. Ich habe erst diese Tage wieder einen deutschen Secretär, sonst hätte ich mich unterdessen öfter darüber expectoriert, wie sehr ich durch das Ereignis leide, das aus ein und derselben Unglücksquelle entsprang, die mich schon so oft mit Bitternissen tränkte. Ich meine nämlich den Wahnsinn einer geliebten Person, der mehr oder minder selten hervorbricht, und der eben so unzurechnungsfähig wie unheilbar ist. Hier ist weder zu klagen noch etwas zu ändern, sondern

nur mit Ruhe zu dulden und mit Barmherzigkeit zu verzeihen. Mein theurer Freund, es ist für mich das größte Missgeschick, dass ich Sie nicht sehe, und jetzt Niemand habe, dem ich mich mit abandon über Alles aussprechen kann, was mich drückt und plagt, körperlich wie geistig. Zum Glück haben Sie mich einem Arzte übergeben, der mit ebensoviel Gewissenhaftigkeit, wie Sie selbst sie besitzen, mich behandelt und durch consequente Fortsetzung der Kur meinen Zustand täglich verbessert. Ich fühle mich etwas weniger sterbend und pflege jeden Tag eine halbe oder auch eine ganze Stunde lang auf dem Sessel zu sitzen. Doch die Betrübnis über meinen Zustand ist in Zunahme und ich will darüber schweigen. Ich hoffe, liebster Freund, dass es besser gehen wird, und dass ich bald im Stande bin, Ihnen irgendwo unter grünen Bäumen ein Rendez-vous zu geben. Unterdessen bleiben Sie versichert, dass Keiner Sie mit so tiefer Anerkennung werthschätzt und Ihnen mit Dankbarkeit zugethan bleibt, wie

Ihr Freund

H. Heine.

Paris, den 5. April 1849.

5.

Paris, den 15. März 1850.

Liebster Wertheim,

Ich habe mit Vergnügen erfahren, daß Sie Ritter des Isabellen-Ordens geworden sind; dieser Orden, den die Königin Isabella gestiftet hat, um die Vertreibung der Juden aus Spanien zu feiern, ist eine sehr schöne Decoration, und ich bin sehr neugierig, Sie damit geschmückt in Person wiederzusehen. Indem ich Ihnen mein Compliment mache zu dieser Beförderung, die ich erst spät erfuhr, kann ich nicht umhin um so dringender zu bitten, den Besuch, den Sie mir schon lange angekündigt, endlich in die Wirklichkeit treten zu lassen. Sie haben keinen Grund mehr, die Erfüllung dieses Versprechens länger aufzuschieben; Jahr und Tag sind vergangen, seit ich Sie nicht bei mir sah, Weiberhader verjährt in kürzerer Frist, aber Männerfreundschaft ist langlebiger. Meine Lage ist noch immer dieselbe, d. h. ich liege noch immer auf demselben Flecke, nur daß ich jetzt noch viel zusammengekrümmter und abgezehrter bin als früher. Tag und Nacht leide ich an meinen nieder-

trächtigen Krämpfen und Contraktionen, wobei ich nur in Betäubung durch Morphium einige Erleichterung finde. Mein Zustand ist so tragisch, daß ich selber anfange, Mitleiden mit mir zu haben, was bisher der alte Übermuth noch nicht erlaubte.

Medizin nehme ich gar keine mehr, weder Arzt noch Apotheker können mir helfen. Die Hand Gottes liegt schwer auf mir; doch — sein heiliger Wille geschehe.

Ihr viel leidender Freund

Heinrich Heine.

6.

Paris, den 21. März 1850.

Liebster Ritter und Doctor,

In diesem Augenblick bin ich ganz ohne Garde; ich habe zu Gruby*) geschickt, damit er mich mit einer solchen versehe. Aber die Feinde von Napoleon hatten vor den alten Garden desselben keine so große Angst, wie vor den alten Garden Gruby's und ich sehe mit Schrecken dem Scheusal entgegen,

*) Heine's Arzt während der letzten 6 Jahre.

das sich mir in seinem Namen präsentieren wird. Ich bitte Sie daher, ja ich beschwöre Sie, beschäftigen Sie sich damit unverzüglich, mir eine passende Garde, wie die Marie war, zu verschaffen. Ich würde Sie fußfälligst darum anflehen, wenn meine Füße und Kniee es gestatten wollten; heute besonders kann ich kein Glied rühren, wegen der schmerzlichsten Kontraktionen. Lassen Sie sich bald bei mir sehen; Sie erfreuen mich unendlich.

Ihr leidender Freund

H. Heine.

50, rue d'Amsterdam.

7.

Liebster Doctor.

Ich bin durch die Schmerzen, die ich dieser Tage unaufhörlich ausgestanden, sowie auch durch häusliche Kriteleien so herunter und so verstimmt, daß ich in diesem Augenblicke nicht den Muth habe, ein neues Gesicht zu betrachten oder gar mich in irgend eine Unterhaltung einzulassen. Ich will daher erst nächste Woche den Bewußten zu mir erbitten. Wollen Sie, liebster Doctor, aber unter=

dessen Sich bei mir sehen lassen, so würde mir das viel Freude und Trost gewähren.

Ihr freundschaftlich ergebener

H. Heine.

Paris, den 19. April 1850.

8.

Paris, den 30. April 1850.

Liebster Wertheim.

Ich habe vorgestern eine lange Entrevue mit dem Doctor Worms gehabt und ich wünsche nun Sie sobald als möglich bei mir zu sehen, um das Übrige zu besprechen. Es geht mir immer sehr schlecht, meine Krankheit nimmt täglich zu und die Krämpfe und Kontraktionen bemächtigen sich täglich mehr des Obertheils des Körpers, so daß auch der Rücken in den Nächten fast ganz gekrümmt ist. Der Überreiz des Schmerzes giebt mir eine gewisse Force.

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

9.

Paris, den 15. Februar 1851.

Liebster Doktor.

Als ich letzthin nur auf einige Augenblicke das Vergnügen hatte, Sie zu sehen, versprachen Sie mir bald wiederzukommen, welches Versprechen Sie aber bis heute unerfüllt gelassen. Diese Zeilen sind also ein Mahnbrief, um den versprochenen Besuch bei Ihnen in Erinnerung zu bringen. Mein Zustand hat keine große Veränderung erlitten, aber ich befinde mich doch eher schlechter als besser, und eine fatale Trostlosigkeit fängt nachgerade an, sich meiner zu bemächtigen.

In einigen Wochen werden es 3 Jahre sein, dass ich auf dem Rücken liege, und da hätte ich wohl das Recht, endlich verdrießlich zu werden.

Ihr wahrhaft freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

10.

Paris, 19. April 1852.

Liebster Herr Wertheim.

Ich habe Sie nun schon sehr lange Zeit nicht gesehen, was mich doppelt bekümmert, da ich eben

in diesem Augenblick Sie über etwas zu befragen habe, was meinen Krankheitszustand betreffend für mich von großer Wichtigkeit ist. Ich möchte mich nämlich gern mit meinem ganzen Hausstaate in eine maison de santé einquartieren, um wieder etwas frische Luft zu genießen. Bei Ihrer Lokalkenntnis können Sie mir wohl die beste Auskunft geben, wo ich die zweckmäßigste maison de santé fände. Besuchen Sie mich daher recht bald. Meine Frau läßt sich Ihnen freundschaftlichst empfehlen. Ich bin leider in diesem Augenblick sehr leidend und meine Kräfte nehmen sichtbar ab von Tag zu Tag.

Ihr aufrichtig ergebener

Heinrich Heine.

P. S. Man sagt allgemein, eine Tochter von Ihnen, Mademoiselle Wertheimer, habe mit dem größten Beifall in der Opéra comique debütiert. Ich habe widersprochen und glaube, es ist höchstens eine Cousine von Ihnen.

11.

Paris, 7. Juni 1852.

Mein liebster Wertheim.

Ich weiß gar nicht, wie Sie es über's Herz bringen können, mich so lange unbesucht zu lassen. Kommen Sie ja recht bald, je eher je lieber, ich hätte wahrhaftig manches Interessante mit Ihnen durchzusprechen. Ich erwarte alle Tage Jemanden aus Deutschland, der Ihr höchstes Interesse in Anspruch nehmen wird, besonders als Arzt — rathen Sie mal, wer?*)

Indem ich Sie recht bald zu sehen hoffe, verharre ich freundschaftlich

Ihr getreuer

Heinrich Heine.

12.

Paris, 8. October 1852.

Liebster Wertheim.

Ich habe Sie wieder in einer Ewigkeit nicht gesehen, und wenn das so fortgeht, weiß ich am

*) Heine erwartete seinen Bruder Dr. Maximilian Heine aus Petersburg.

Ende gar nicht mehr, wie Sie aussehen. Schon kann ich mich nicht mehr erinnern, von welcher Couleur das Isabellen-Ordensband ist, welches Sie tragen.

Steuern Sie doch bald der rue d'Amsterdam zu, wo ich Ihnen zwar nichts angenehmes mittheilen kann, sondern nur von der entsetzlichen Zunahme meiner Krämpfe zu erzählen hätte. Sie haben keinen Begriff davon, wie viel ich Tag und Nacht ausstehe. Kommen Sie daher bald, um mir, wo nicht ein helfendes, doch gewiß ein tröstendes Wort zu sagen.

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

13.

Paris, 28. April 1855.

Liebster Herr Wertheim.

Da Sie mich sehr freundschaftlich vernachlässigen und ich Sie oft Ewigkeiten lang nicht sehe, so will ich heute, um Ihres Besuches ganz sicher zu sein, Ihnen sagen, daß ich Sie für eine höchst wichtige, in Ihren ärztlichen Beruf einschla-

gende Sache zu sprechen habe. Es ist also nicht bloß als Freund, sondern auch als Arzt, daſs ich Sie sehen will. —

Ich befinde mich sehr schlecht, und Gruby, welcher mich eben verläſst, sagt mir, daſs er Sie gestern gesehen. Der alte Saubert ist die Treppe hinabgefallen und hat sich sehr beschädigt. Meine Lutezia auf Französisch macht hier viel Spektakel; ob sie gefällt weiß ich nicht, ist mir auch sehr gleichgültig. Nur Narren wollen gefallen; der Starke will seinen Gedanken geltend machen.

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.